S
179
-1-

Stadtbibliothek
Augsburg

Stettensche Bibliothek.

[H.: Reichard, H.A.O.]

Bibliothek
der
Romane.

Erster Band.

Berlin 1778.
bey Christian Friedrich Himburg.

Der Herausgeber
an sein Publikum.

Die Idee zu dieser Sammlung hat die Bibliothèque universelle des Romans gegeben, die seit einigen Jahren zu Paris mit dem größten Beyfall herauskommt, und woran verschiedene der ersten Gelehrten dieser Nation, Theil nehmen. Die deutsche wird zwar hie und da von dem Plane der französischen abweichen, und sich Seitenwege wählen, die jene nicht gegangen sind, unterdessen wird ihr Hauptzweck doch immer derselbe

seyn; Wahl, Mannigfaltigkeit, und richtige Zergliederung.

Die Romane waren die ersten Bücher der meisten Völker. Sie enthalten die treuesten Schilderungen unsrer Zeiten, unsrer Gebräuche, unsrer Fehler und Tugenden. Sie sind so viel sinnbildliche Gemälde, wo die Wahrheit hinter dem Schleyer der Erdichtung verborgen liegt, oder schöner hindurch schimmert. Die wildesten Horden, wie die polizirtesten Völkerschaften haben die ihrigen. Sie alle zu sammeln, alle auszuziehn, ohne Unterschied auszuziehn, das würde ein eben so unmögliches als abgeschmacktes Unternehmen seyn; aber von den ältesten und wenig bekanntesten der Innländischen, und den interessantesten und neuesten der Ausländischen, die Skizzen oder den Geist zu geben, und gleichsam ihre Miniatur Gemälde aufzustellen, dieß ist eine Sache, die dem Leser die beste und anzie-

ziehendste Unterhaltung gewähret, die ihm manche Langeweile und alle die Arbeit erspart, sich oft durch viele Bände müde zu lesen, um das zerstreute Gute herauszuklauben.

Die Bibliothek theilt sich in fünf Abschnitte, die zusammen einen Band ausfüllen.

I. Ritter-Romane. Man wird sich bemühen, die ältesten deutschen Produkte dieser Gattung, so ebentheuerlich sie auch manchmal seyn mögen, nach und nach vor Augen zu legen. Der weiß Kunig und sein Pendant, der Tewerdanck, gehören aber, nach unserm Plan, eben so wenig hieher, als Göz von Berlichingen's oder Schärtlin's Biographien. Den übrigen Theil des Abschnitts werden die drey Classen der französischen Ritter-Romane einnehmen: die Tafelrunde, die Pair's von Frankreich, und

die Amadisse. Da die französische Bibliothèque des Romans fürtrefliche Auszüge davon aus seltenen Handschriften liefert, so werden wir uns lediglich an diese halten, und sie zusammengezogen daraus mittheilen.

II. **Volks-Romane.** Die deutsche Bibliothèque bleue. Diejenigen, die gegen den feinen kleinen Almanach so viel einzuwenden hatten, werden freilich diese Idee nicht schön finden, aber wir hoffen, daß sie wenigstens unterhaltend genug ausfallen soll.

III. **Deutsche Romane.** Bücher, die jedermann auswendig weiß, wie Werther, Sophien's Reise, Siegwart ꝛc. noch einmal den Lesern aufzudringen, das hieße Zeit und Raum muthwillig verschwenden. Alle Werke dieser Art, die wegen ihrer allgemeinen Ausbreitung in jedermann's Gedächtniß sind, werden wir

wir eben so wenig zergliedern, als die jede Messe neuherauskommende. Wir halten uns an ältere, und weniger allgemein bekanntere.

IV. Ausländische Romane. Die Grandisone, Clarissen, Pamelen, und andre Romane dieser Art, die bereits durch gute Uebersetzungen in die Lesebibliotheken der Deutschen aufgenommen sind, bleiben vor uns sicher. Wir werden unser Augenmerk hauptsächlich auf die noch unübersetzte neue richten, und auf ältere, bey welchen letztern wir uns wieder oft der Hülfe der Bibliothèque des romans bedienen werden.

V. Episoden: aus größern Romanen, ausgezogen oder übersetzt.

Die Pariser Bibliothèque des romans, wovon die unsrige Nachbild ist, dankt den größten Theil ihres glücklichen Erfolgs den häufigen Unterstützungen, die sie aus allen

Büchersälen und den Schreibtischen so vieler Gelehrten erhält. Dürfen wir uns eine gleiche Hülfe getrösten? Beyträge, Auszüge von fremder Hand werden uns allezeit willkommen seyn.

Die Kritiker brauchen wir wohl nicht zu erinnern, daß ein Werk von dem Umfange, nicht aus seinem Anfange, oder den drey ersten Bänden, sondern nur aus der längern Fortsetzung beurtheilt seyn will.

I. Rit-

I.

Ritter-Romane.

I.

Vom alten Ritterwesen.

Eine Abhandlung des Herausgebers, zur Einleitung;

Der Stand der alten Ritterschaft, von dem wir uns jezt wenige oder doch nur schiefe Begriffe machen, war seiner Natur und seinem Nutzen nach, das Werk einer erleuchteten Politik, und der Ruhm der Völker, bey denen er blühete. Ich will mich bemühen, die Hauptzüge seiner Eigenschaften und Erfordernisse hier etwas auseinander zu setzen.

So bald der junge Edelmann das siebente Jahr zurückgelegt hatte, wurde er aus den Händen des Frauenzimmers genommen, und an den Hof oder in das Schloß eines Fürsten oder andern angesehenen Ritters gethan, welche die Schu=

Schulen und die Zufluchtsörter des angehenden, armen Adels waren. Nun hießen sie Edelknaben, Pagen, (Buben, Junker nennt sie **Göz von Berlichingen** in seiner Lebensbeschreibung) und ihre Verrichtungen bestanden darinn, die Herrschaften zu begleiten, zu bedienen, und ihnen selbst an der Tafel aufzuwarten. Mit einer männlichen und harten Erziehung, die sie bey Zeiten zu den Strapatzen des Krieges tüchtig machte, verband man die Bildung ihrer Seele. Die Lehren, die man ihnen gab, betrafen hauptsächlich, die **Liebe Gottes und der Damen**, die Religion und die Minne. Eins war nicht ohne das andere, und wer seiner Dame treu diente, konnte nach dem Ritterglauben der Seeligkeit nicht verfehlen. Eine sehr übliche Schlußformel in den Briefen der französischen Ritter war daher diese: „Ich bitte Gott, daß er euch von eurer Dame Freude, und was ihr wünschet, geben möge!" Gewöhnlich übernahmen die Damen selbst die Sorge, die Jugend zugleich in dem Catechismus und in der Liebe zu unterweisen; und zwar in einer verfeinerten und fanatischen Liebe, die, wie die Begriffe ihrer Religion, hochfliegend und hochgespannt war. Um den jungen Neuling in Stand zu setzen, diese Lehren ausüben zu können, ließ man ihn unter den Damen die

tugendhafteste, schönste und edeldenkendste zur Geliebte wählen, der er, als seiner Gebieterin, alle seine geheimesten Gedanken und alle seine Handlungen offenbaren mußte. Doch nahm diese Liebe, die eben so nachsichtig als die Religion der damaligen Zeiten war, auch willig alle Eindrücke und Triebe anderer, minder edler und reiner Leidenschaften, an. Die Muster, die sie täglich an den Rittern und ihrem Frauenzimmer vor Augen hatten, die tiefe Ehrfurcht für den erlauchten Stand der Ritterschaft, die ihnen frühzeitig eingeschärft wurde, ihre kindlichen Spiele, die Nachahmungen der ritterlichen waren, alles dieses bereitete sie zu der zweyten Stufe des Knappens, Waffenträgers oder Ecuyer's vor. Auch für das junge Frauenzimmer waren die Schlösser und Hofhaltungen der Ritter fürtrefliche Schulen der Höflichkeit, des feinen Betragens und andrer sittlichen Tugenden. Man bildete, man vervollkommete bey ihnen jene Annehmlichkeiten des Geistes, und jene zarte Gefühle, für die die Natur das weibliche Geschlecht geschaffen zu haben scheint. Man lehrete sie dem Stand mit Höflichkeit zuvorkommen, aus dem sie einst ihre Ehegatten wählen sollten; sie entwafneten die Ritter, nach den Tournieren und Kriegeszügen, gaben ihnen neue Kleider, und bedienten sie bey Tafel. Sie

verbanden sogar oft ihre Wunden, und viele unter ihnen waren erfahrne Wundärzte.

Ehe aber der Edelknabe zu dem Stande des Knappens übergehn konnte, hatte die Religion folgende Feyerlichkeit verordnet. Die Eltern, mit Kerzen in der Hand, führeten ihn vor den Altar, wo der Priester einen Degen herunternahm, ihn weihte, und dem jungen Edelmann damit umgürtete. Von dem Augenblicke an, fing er an dies Gewehr zu tragen; welches „wehrhaft gemacht" hieß. Man mußte vierzehn Jahr alt seyn, um Knappe werden zu können. Dieser Stand näherte sie den Damen und Rittern mehr und mehr, und sie wurden nun mit größerer Vertraulichkeit zu ihren Gesellschaften und Unterhaltungen zugelassen. Es gab verschiedene Aemter, die den Knappen zu Theil wurden, als die Aufsicht über die Waffen, den Stall, die Schenke, die Gemächer, das Vorschneiden bey Tafel, den Wein, den man noch beym Schlafengehen trank ꝛc. der fürnehmste war der Leib-Knappe, ecuyer du corps. Sie empfingen die fremden ankommenden Ritter und Knappen, und thaten, was man noch heut zu Tage, „die Ehre des Hauses machen," nennt. Sie waffneten ihre Herren, welches nicht wenig Geschicklichkeit erforderte, und führeten ihnen ihre Waffen,

fen (nur den Harnisch nicht, den der Ritter nie ablegen durfte,) und ihre Streitrosse nach; „da gab ich meinem Herrn,“ sagt Göz von Berlichingen, „den Gaul, das Helmlin und den Spieß rc. Die Ritter pflegten auf Reisen ein bequemes Pferd zu besteigen, welches aber keine Stute seyn mußte, als die, jedem Ritter, bey Schimpf, zu reiten, untersagt war. Diejenigen, welche den Helm, den Speer und Degen trugen, nahmen ihn auch in ihre Verwahrung, wenn der Ritter sie ablegte, um in eine Kirche, oder andern ansehnlichen Ort zu gehn. Vielleicht ist in diesem Gebrauch des Helm-Abnehmens, der erste Ursprung der Gewohnheit zu suchen, sich an Oertern oder in Gegenwart von Personen, denen wir Achtung schuldig sind, das Haupt zu entblößen.

Hatte nun der Ritter sein großes Pferd oder den Streithengst bestiegen, (daher die Redensart: „auf dem großen Pferde sitzen“) und kam mit dem Feinde zum Handgemenge, so blieb jeder Knappe, weil die alte Reuterey nur einen Mann hoch stritte, hinter seinem Herrn haltend, gewissermaßen blos Zuschauer des Gefechts. Er durfte sich nur Vertheidigungsweise halten, auf alle Bewegungen seines Herrn Acht geben, ihn mit frischem Waffen und fri-

schen Pferden unterstützen, die Streiche wegpariren, und so zum Siege durch seine Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit das seinige beytragen. Ihm vertrauten auch die Ritter, in der Hitze des Gefechts, die Gefangenen an. Gefangene zu machen, war ein Ehrenpunkt. Galeos von Mantua that, aus Erkenntlichkeit der Gunst, die ihm Johanna, Königinn von Neapel, erwiesen, daß sie mit ihm getanzt hatte, das Gelübde, so lange die Welt zu durchstreichen, bis er zwey Ritter erobert hätte, die er ihr zur Gabe anbieten könnte. Nachdem er sich ein ganzes Jahr in Frankreich, Burgund, England, Spanien, Deutschland, Ungarn herumgebalgt hatte, machte er endlich zwey Ritter zu Gefangenen, die er der Königinn, zu Lösung seines Gelübdes, „kniend" darstellte. Die Königinn schenkte ihnen sogleich die Freyheit wieder, und handelte hierin weit großmüthiger, als die Chorherren der heil. Peterskirche zu Rom, denen ein fahrender Ritter, aus einem gleichen Gelübde, einen besiegten Ritter mit seiner ganzen Rüstung schenkte. Dieser Ritter blieb bis an seinen Tod gefangen, ohne jemals die Kirche verlassen zu dürfen.

Bey Thurnieren übten sich den Tag vorher die Knappen mit leichtern Waffen, als der

Rit-

Ritter ihre, und die weniger gefährlich verwundeten. Die Damen waren auch Zuschauerinnen, und die Knappen, die den Preiß davon getragen, oder sich am meisten hervorgethan hatten, erhielten oft das glänzende Vorrecht, in den großen Thurnieren, unter den Rittern selbst, mit kämpfen zu dürfen. Das ein und zwanzigste Jahr war ordentlich die bestimmte Zeit, wo sie zum Orden der Ritter, nachdem sie „Knabenweis," wie es Göz nennet, gedient, eingeweiht werden konnten. Sieben Jahre hatten sie unter weiblicher Erziehung zugebracht, sieben Jahr, waren sie Edelknabe, und sieben Jahre Knappe gewesen. Nur Prinzen und andre vornehme Herren machten hier Ausnahmen, wozu sie ihre Geburt berechtigte. So gab der **Connetable du Guesclin** 1371 dem neugebornen Sohne Carl des V. seinen bloßen Degen mit den Worten in die Hand: „Monseigneur, ich gebe euch diesen Degen, und stelle ihn in eure Hand, und bitte Gott, daß er euch ein so gutes Herz verleihen möge, daß ihr ein so wackerer und braver Ritter werdet, als jemals ein König von Frankreich gewesen ist, der einen Degen getragen hat." Große Thaten, oder „alt und reif dazu" vor den Jahren seyn, beschleunigte auch die Erlangung des Ritter-Ordens.

Wenn man den Ritter-Orden blos als eine Ceremonie betrachtet, wodurch die zum Krieg bestimmte Jugend die ersten Waffen erhielt, so findet man dessen schon im Tacitus gedacht: Sieht man ihn aber als eine Würde an, die den ersten Rang im Kriegsdienst ertheilte, und durch gewisse Feyerlichkeiten und eine Art von Investitur erlangt wurde, so kann man seinen Ursprung nicht weit über das eilfte Jahrhundert hinaussetzen. Jeder Ritter konnte zum Ritter schlagen, aber die Sucht an prächtigen Festen, es zu werden, wo die Kosten von dem getragen wurden, der zum Ritter schlug, und die ausgesuchtesten Geschenke an Waffen, Kleidern, Kleinodien rc. die Feyer auszeichneten, hob diese Ehre meistens für regierende Herren auf.

Strenge Fasten; in Gebet mit einem Priester und Pathen in einer Kirche oder Kapelle durchwachte Nächte, auch die Waffen-Wachen genannt; andächtige Beichte und Genuß des heil. Mahls; Bäder, die die Reinigkeit des Ritterstandes vorbildeten; weiße Kleider; aufrichtiges Geständniß seiner Vergehungen; unermüdete Aufmerksamkeit auf eine Predigt, wo die Hauptpunkte des christlichen Glaubens erklärt wurden — dieses waren die Präliminarien

rien der Feierlichkeit, wo der Noviz mit dem Ritterdegen umgürtet werden sollte. Wenn er alles dieses betrachtet hatte, so ging er mit umgehangenen Degen in die Kirche, und nä-herte sich dem Altar. Er reichte sein Schwerdt dem Priester, der ihn weihte, wie noch jetzt die Fahnen der Soldaten geweiht werden: der Priester hing es ihm darauf wieder um, und der Noviz, in sehr einfacher Kleidung, kniete nun mit gefaltenen Händen zu den Füssen des Ritters oder der Dame, die ihn zum Ritter wafnen sollte. Diese erhabne Ceremonie ge-schah in einer Kirche oder Kapelle, oft auch in dem Saal oder Hof eines Pallastes oder Burg, und oft selbst im freyen Felde. Der Ritter, dem der Neuling den Degen reichte, frug ihn, aus welcher Absicht er in den Orden treten wolle, und ob sein Beruf lauter, und der Er-haltung und Ehre der Religion und der Rit-terschaft angemessen sey? Waren seine Antwor-ten befriedigend, so ließ man ihn den Rittereyd schwören, und ein oder mehrere Ritter, öfters auch die Damen und Fräuleins, bekleideten ihn nun mit allen äußerlichen Kennzeichen seines neuen Standes: ein Stück nach dem andern, zuerst die Spornen, von der linken Seite an-fangend, und zuletzt den Degen; wobey der Neuling beständig auf den Knien liegend blieb.

Wenn dies alles geschehn war, erhob sich der alte Ritter von seinem Sitz oder Thron, und gab ihm die accolade oder den Ritterschlag, der gemeiniglich in drey Schlägen mit der Fläche seines bloßen Degens auf die Schulter oder den Hals des Neulings, oder auch zuweilen in einem Backenstreich mit der flachen Hand, bestand, zur Erinnerung, des Uebels und der Gefahren, deren er blos gestellt sey, und die er mit Geduld und Standhaftigkeit ertragen muß, wenn er seines Standes würdig seyn wolle. Während des Ritterschlags sagte der Einweihende folgende Worte oder etwas ähnliches: „Im Namen Gottes, des heil. Michaels und heil. Georgs mache ich dich zum Ritter; sey tapfer, unerschrocken und gerecht!“ Hierauf gab man ihm seinen Helm, Schild und Speer, und führte ihm sein Pferd vor, auf das er sich schwang, und es herumtummelte, den Speer schüttelte, und sein Schwerdt in der Luft blitzen ließ. Dann mußte er durch die Stadt reiten, oder sich auf einem öffentlichen Platz sehen lassen, wo sich denn das Volk versammelte, um ihn im Creys tanzte, und seine Freude über seinen neuen Beschützer und Richter zu erkennen gab. Denn jeder Ritter gelobte, die Wittwen und Waisen, und alle die, die in Unterdrückung schmachteten, durch seinen Arm, und

selbst

selbst mit Aufopferung seines Lebens, zu schützen und zu rächen. Besonders aber hatten die Damen den größten Anspruch auf seinen Beystand. Ohne Waffen, um sich in dem Besitz ihres Vermögens zu sichern, und von allen Mitteln entblößt ihre angegriffene Unschuld zu rechtfertigen, würden sie sich sehr oft ihre Freyheit und Güter durch einen ungerechten Nachbar beraubt, oder ihren guten Namen durch Verläumdungen verkleinert gesehn haben, wenn die Ritter nicht jeden Augenblick bereit gewesen wären, die Waffen zu ihrer Vertheidigung zu ergreifen. Eins von den Hauptgesetzen der Ritterschaft war, nichts übels von den Damen zu reden, und auch nicht zu leiden, daß jemand in ihrer Gegenwart übel davon rede. Ein anderes Hauptgesetz war, „unverbrüchlich sein Wort zu halten.“ Das geringste Vergehn dagegen machte infam, und noch kann man jemanden nicht ärger beschimpfen, als wenn man ihn „Lügen straft:“ eine Spur der Ritter-Gebräuche, die bis auf unsere Zeiten gekommen, und vielleicht, ohne daß wir es wissen, nicht die einzige ist, die sich fortgepflanzt hat!

Die Thurniere waren in Friedenszeiten die Gelegenheiten, wo die Ritter ein Bild des Krieges gaben, und ihre Geschicklichkeit, mit

Ruhm, glänzen lassen konnten. Heinrich der Vogler, führte sie, wie bekannt, zuerst in Deutschland ein, mit „rath und beschicken Keyserliche Majestat Secretari, Meister Philipsen, ein weiß, verstendig, fromb Mann, von dem ich mehrmal von Thurnieren, Ordnung und Freyheit hab hören sagen, wann er die in frembden Landen gesehn." Lange vorher waren sie in England und Frankreich in Gebrauch gewesen. Wenn ein solches solennes Thurnier bekannt gemacht worden war, so übten sich die Ritter in ihren Canton's und Schlössern täglich untereinander, um würdig auf dem großen Kampfplatz vor den Augen ihrer Geliebten und dem Ausbund der europäischen Höfe auftreten zu können.

Vor dem Thurniere wurden die Schilder mit den Wappen derer, die thurnieren wollten, in den benachbarten Kirchen und Klöstern zur Beschauung der Herren, Damen und Fräuleins aufgehangen, welches die „Schauw" hieß. Ein Herold nannte die Namen derer, denen diese Schilder angehörten, und wenn sich's fand, daß eine von den Damen sich über einen von den Kämpfern zu beschweren hatte, so berührte sie sein Schild, und die Thurniervögte mußten nun ihre Beschwerde untersuchen. Fanden

den die Thurniervögte den Ritter schuldig, so wurde er zum Thurniere nicht zugelassen; und hatte er ja die Kühnheit, sich in den Schranken zu zeigen, so ließen alle Ritter einen Prügel=Regen auf ihn fallen, der nicht ehr aufhörte, bis er die Gnade der Damen anflehte. So lautet es in den alten deutschen Thurnier=Gesetzen. „Zu Lob un Würden Marien der Mutter Gottes, allen Heiligen, Frauwen, Jungkfrauwen vnnd Witwen, welcher vom Adel geboren und herkommen were, der Frauwen oder Jungkfrauwen entehrt oder schwechet, oder dieselbigen schmecht, mit worten oder Werken, unbewart seiner Ehren, der sol in offnen Thurnier vor Frauwen und allermenniglich, für ein Frauwen und Jungkfrauwenschender gestraft, und mit ihm vmb des Pferds gethurniert, er auch auff die Schranken gesezt werden, nach innhalt Thurniers Freyheit und Gerechtigkeit.“ Ich übergehe die Einrichtung des Kampfplatzes, und die Anstalten zu einem Feste, wo alle Reichthümer und Kostbarkeiten ausgekramt wurden, und die Damen, denen allein zu Ehren alles dieses geschah, auf ihren Gerüsten in allem Schimmer der Schönheit und dem ausgesuchtesten Putze erschienen. Das ganze Schauspiel glich völlig einer Feerey, und bezauberte die Sinnen. Beym Schall der kriegerischen Instrumente näherten sich die Ritter mit ihren Knappen,

prächtig ausgerüstet und bewafnet, im langsamen, feyerlichen Pomp den Schranken. Oft brachten die Damen diese stolzen Sklaven ihrer Minne an Ketten geführt, die sie ihnen nicht ehr abnahmen, als bis sie aufeinander losgehn sollten. Jeder Ritter rief beym Angriff das Kriegsgeschrey aus, das er sich von seiner Dame hatte geben lassen. An seinem Helm, Speer oder Rüstung flatterte ein Zeichen ihrer Gunst, ein Schleyer, Mantel, Scherpe, Haube, Armband, Haarlocke ꝛc. oder ein anderes Stück von ihrem Anzuge. Da diese oft in der Hitze des Gefechts verlohren gingen, so mußten die Damen ihren Liebhabern mit neuen versorgen, daher kam es, daß manchmal eine Dame am Ende eines Thurniers, des größten Theils ihres Putzes beraubt war. Die Thaten, die da geschahen, wurden besungen und aufgezeichnet. Die Sieger empfingen den Preiß aus den Händen der Damen, die sie entwafneten, ja selbst bey der Tafel bedienten. Der Kuß, den der Sieger der Preißaustheilerin geben konnte, war das letzte und glorreichste Ziel seines Triumphes.

Bey dem Thurniere Kayser Maximilians I. wurde es folgendergestalt gehalten. „Zvm ersten rüfften die Herren Richter den Ernholden, vnd acht Trummetern, welche Trummeter gingen voran,

an, auf diese weiß: Jnen folgten die drey Ernholden in jrer gewöhnlichen Ernholdkleidung, nemlich der Römisch, Vngerisch, vnnd Boheymisch. Nach den Ernholden volgten die Herrn Richter, welche sich an ein ort des Tantzhauß gesondert vnd gestelt, mit einer schönen Jungkfrauwen aus der Königin von Boheym Frauwenzimmer, genannt Tschurmin Vngerin. Nachdem giengen sie alle in erzelter ordnung nach einander, von einem ort deß Tantzhauß biß zum andern herum, alsbald darauff fiengen an die Trummeter dreymal zu blasen, Demnach rüffet ein Ernhold auch dreymal Herr Adam von Neideck, Nachdem er erschienen vnd herfür trat, hat obgedachter Graffe vom Thurn den von Neideck löblich angesprochen, lieber Herr von Neideck, nachdem viel ehrlich vnd Ritterlich Personen von Fürsten, Graffen und Herrn auf dem Fußthurnier erschienen, sich auch alle Ritterlich, ehrlich vnd wol gehalten, aber durch die Herrn Richter, nach laut des angerufften Chartels, ja euwer Spieß am höchsten und zierlichsten gebrochen habt, geben und sprechen sie euch diesen gulde Spieß für den ersten Danck, welchen euch die schön Jungkfrauw hiemit vberantwort ꝛc."

Die Thurniere waren immer sehr blutig; in dem zu Nuys blieben zwey und vierzig Ritter,

ter, und eben so viele Knappen auf dem Platz. Nach den feierlichen Gastmalen, die auf die Thurniere folgten, brachten die Ritter und Damen die Zeit mit dem Schachspiele, dem wahren kriegerischen Spiele, oder Liebesgesprächen zu, wo die Geliebten den Muth ihrer Liebhaber durch die Lobeserhebungen tapferer Ritter noch mehr entflammten, oder neue gefährliche Unternehmungen, zum Beweis ihrer Liebe, von ihnen verlangten. So äußerte einmal eine Dame gegen ihren Ritter, Bonnelouce, „daß sie gern einen Engländer sehen möchte.“ Der Ritter trat sogleich seine Fahrt an, machte verschiedene Gefangene, und führte sie nach Montferrand, wo sich die Dame und ihre Freundinnen befanden. Wie sehr in diesen Zeiten Tapferkeit und heroische Tugenden von jedermann und sonderlich von dem Frauenzimmer geschätzt wurden, beweiset das Beyspiel des du Guesclin, als er ein Gefangener der Engländer war, und sein Lösegeld, das ihm selbst zu bestimmen überlassen war, unmäßig hoch ansetzte. Der Prinz von Wallis, der darüber erstaunte, frug ihn: „wie er es bezahlen wollte?“ „Ich habe Freunde, antwortete du Guesclin, die Könige von Frankreich und Castilien werden mich nicht verlassen: ich kenne hundert Ritter in Bretagne, die alle ihre Güter verkaufen würden;

und

und kurz, es sitzt in Frankreich kein Weib an ihrem Spinnrocken, die nicht mit ihren Händen arbeitet, um mich aus den eurigen zu befreyen." Du Guesclin war sehr häßlich: die Königin von England gab selbst zuerst eine beträchtliche Summe her, um dem Feinde ihrer Nation die Freiheit wieder zu schaffen. Der Ritter warf sich ihr zu Füssen, ihr seine Dankbarkeit zu bezeigen, und fügte hinzu: „Ich hielt mich bis jetzt für den häßlichsten Menschen in Frankreich, aber ich fange an, beßre Meinung von mir zu bekommen, da mir die Damen solche Geschenke machen."

Die Ritter banden sich sehr oft durch Vermessungen und Gelübde. Wenn sie auf eine Fahrt ausgehen wollten, so behingen sie ihre Waffen mit Ketten, die ihre Damen daran befestigten, und die sie nicht ehe abnehmen konnten, als bis die Zeit verstrichen war, oder ein Ritter, der mit ihnen gekämpfet hatte, sie davon befreyete. Die Gelübde waren oft sehr besonders: Bertrand, der von einem Engländer herausgefodert wurde, that das Gelübde, bis zur Zeit des Kampfs nicht mehr denn drey Weinsuppen „im Namen der heil. Dreyeinigkeit" zu essen. Du Guesclin, als er vor Montcontour lag, schwur, kein Fleisch zu speisen, und sich nicht auszukleiden, bis der Platz gewonnen seyn würde.

Das

Das Gelübde des Pfau's oder Fasan's war das authentischeste und feierlichste. Diese edlen Vögel, wie man sie hieß, standen wegen der Pracht ihrer Federn in großem Ansehn. Ihr Fleisch war, nach den alten Romanschreibern, die eigene Speise der Tapfern und Verliebten. Ihre Federn wurden von den Damen der Provence als die reichste Zierrath angesehen, womit sie die Troubadours schmücken konnten; sie flochten ihnen Kronen daraus, und der Pabst Paul III. schickte dem König Pipin einen geweihten Degen, und einen Mantel von Pfaufedern. An dem Tage, wo die feierliche Verpflichtung vor sich gehen sollte, brachten die Damen oder Fräuleins einen Pfau oder Fasan, der manchmal gebraten, aber allezeit mit seinen schönen Federn geschmückt war, in einer großen goldenen oder silbernen Schüssel, in die zahlreiche Versammlung der Ritter. Der Vogel wurde jedem präsentirt, und jeder that sein Gelübde über ihm; hierauf wurde er wieder auf die Tafel gesetzt, und die Damen oder Fräuleins wähleten einen der bravesten Ritter, um mit ihm den Pfau dem Ritter zu bringen, den er für den tapfersten und wackersten hielt. Der Ritter, den das Frauenzimmer gewählt hatte, setzte die Schüssel vor dem nieder, der ihm diesen glänzenden Vorzug zu verdienen

schien,

schien, und der eine so große Ehre immer mit Bescheidenheit und Ablehnung empfing, und zerlegte und theilte den Vogel unter seinen Augen aus, wozu eine besondre Geschicklichkeit erfordert wurde, weil jeder Anwesende ein Stückchen davon bekommen mußte.

Man hat noch eine Beschreibung einer solchen Feierlichkeit, die zu Lille geschah, als der Herzog von Burgund sich 1453 zu einem Zuge wider die Türken kreuzigte. An dem Tage des Bankets, wo der Prinz die ganze Herrlichkeit und den Prunk seines Hofes sehen ließ, erschien auf einmal in dem Saal ein Riese, der als Sarazen, und auf alte Art gekleidet war. Er führete einen Elephanten, mit einem Thurm auf den Rücken, in dem sich eine betrübte Dame, im langen Trauergewande, befand. Wie sie in der Mitte des Saals gekommen war, recitirte sie ein Triolet, um dem Riesen zu befehlen, stille zu halten; allein dieser sah sie mit finsterm Auge an, und setzte seinen Weg bis an die Tafel des Herzogs fort. In dem Augenblicke fing die gefangene Dame, welche die Religion vorstellte, eine lange Klage in Versen über die Leiden an, die sie unter der Tyranney der Ungläubigen ausstehn mußte; wobey sie sich über die Langsamkeit derer beschwerte,

die sie unterstützen und befreyen sollten. Als ihr Klaglied geendigt war, näherte sich der Waffenkönig des goldnen Vließes, unter Vortretung einer langen Reihe von Rittern, dem Herzog von Burgund, und trug auf seiner Hand einen lebendigen Fasan, der mit einem goldenen, mit Perlen und Edelsteinen besetzten, Halsbande geziert war. Er stellte dem Fürsten zwey vornehme Damen vor, deren jede von einem Ritter des goldnen Vließes begleitet wurde. Zu gleicher Zeit überreichte er ihm den Vogel, im Namen eben dieser Damen, die sich den Schutz ihres Fürsten empfahlen. Der Herzog, nachdem er die Forderung des Waffenkönigs aufmerksam angehört hatte, gab ihm eine Schrift, die laut verlesen wurde, und mit diesen Worten anfing: „Ich gelobe zuerst Gott, meinem Schöpfer, und der hochgebenedeyeten Jungfrau, seiner Mutter, und hernach den Damen und dem Fasan ꝛc.“ Das übrige waren Versprechungen, die Ungläubigen zur Vertheidigung der unterdrückten Kirche mit Krieg zu überziehen. Das Gelübde des Herzogs gab das Zeichen, worauf der ganze Hof durch andere, bis ins unendliche verschiedene, Gelübde antwortete. Ein jeder wollte seinen Muth gegen die Türken sehen lassen, und legte sich willkührliche Bußen auf, wenn er seine Versprechungen nicht erfüllen würde. Der, in keinem Bette zu

schla-

schlafen, jener, kein Tischtuch zu gebrauchen, dieser eine härene Kleidung zu tragen 2c. 2c. Den Schluß machte ein neuer Aufzug. Eine Dame, als Nonne in weiß gekleidet, mit einer Rolle auf ihren Schultern, worauf mit goldenen Buchstaben „Gnade Gottes" stand, kam, der Versammlung zu danken, und stellte ihr zwölf andre Damen vor, die von so viel Rittern geführt wurden, und die Tugenden abbildeten, die Gefährtinnen der Reise, und Bürgen ihres glücklichen Ausgangs seyn sollten. Jede Dame überreichte der „Gnade Gottes" das Blatt, worauf ihr Name geschrieben stand, und welches diese ablas, und mit einer achtzeiligten Strophe begleitete. Es waren die Tugenden eines ächten und vollkommenen Ritters: Glaube, Mildthätigkeit, Gerechtigkeit, Vernunft, Klugheit, Mäßigung, Stärke, Wahrheit, Freygebigkeit, Fleiß, Hoffnung, Tapferkeit.

Für eins von den ehrenvollesten Gefechten, weil es eines von den gefährlichsten war, wurde das Gefecht in den unterirrdischen Gängen gehalten, die man bey Belagerungen, von beyden Seiten grub, um die Thürme und Bollwerke zu stürzen, oder die Absichten der Belagerer auszukundschaften und zu vereiteln. In diesen Gängen, die sehr eng und gewunden wa-

ren, focht man bey dem Schein der Fackeln, einer gegen einen, oder höchstens zwey gegen zwey, mit dem Degen, oder der Streitaxt, deren Stiele man verkürzte, weil man sie sonst wegen der Enge des Gangs nicht hätte schwingen können. Bey der Belagerung von Schloß Verteuil 1388. stritte der Herzog von Bourbon selbst, allein, in einer solchen Mine gegen den Befehlshaber des Schlosses; sie hatten sich schon verschiedene Streiche beygebracht, als der Feind erst den Fürsten an seinem Feldgeschrey erkannte, und sich ihm aus Respekt ergab.

Alle diese tapfern Thaten geschahen den Damen und der Minne zu Ehren. Die Größe seines Muths zeigen, hieß die Fürtreflichkeit und Schönheit der Dame beweisen, der man diente, und von der man geliebt wurde. Man nahm an, daß die schönste Dame auch nur den tapfersten Ritter lieben könnte, und der siegende Theil fand immer seinen Gewinn bey dieser glücklichen Voraussetzung. Aber wird man wohl glauben, daß oft beyde Heere (wie im Homer die Griechen und Trojaner) mitten in der Hitze des Gefechts die Feindseeligkeiten einstellten, um ein paar Rittern, die die Schönheit ihrer Damen verewigen wollten, freyes Feld zu lassen? So hielten bey Cherbourg

1379.

1379. die Schwadronen der Engländer und Franzosen, im eifrigsten Handgemenge inne, als einer von ihnen den von der Gegenparthey herausforderte, der der verliebteste wäre. Ein solches Cartel wurde den Augenblick angenommen. Die Schwadronen blieben ruhige Zuschauer, und gingen nicht ehe wieder aufeinander los, bis der eine von den Kämpfern die Liebe für seine Dame mit dem Leben bezahlt hatte. Dahin gehört auch der Fehdebrief, den der Graf Essex 1591. dem Grafen Villars zuschickte, und worinn er unter andern behauptet, daß seine Geliebte schöner sey, als des Villars seine. Auch noch später, unter Heinrich IV. und Ludwig XIV. findet man bey den Franzosen Spuren von dieser altritterlichen Galanterie. Man wechselte damals oft Kugeln für die Ehre und Minne der Damen, und bey der Belagerung eines Platzes sah man einen tödtlich verwundeten Officier, auf einen Schanzkorb, den Namen der Geliebten schreiben, und seinen Geist aufgeben.

Wir können uns jetzt nur eine schwache Vorstellung von diesem allmählig wirkenden Geist der Galanterie machen, der die Seele der Gefechte, und der Erzeuger großer Handlungen war. **Hugo Brunet**, einer der ältesten Trou-

badours, malt schon den Verfall der Liebe. „Ich habe die Zeit gesehn, sagt er, wo eine Hutschnur, ein Ring, ein Handschuh, einen Liebhaber für ein ganzes Jahr Seufzer, Winke, Liebesbetheurungen und verliebte Gedichte, belohnten. Heut zu Tage ist dies verlohren, wenn man nicht auf der Stelle erhält, was man will. In jenen glücklichen Zeiten, die nicht mehr sind, war die Hoffnung des höchsten Gutes mehr werth, als sein Genuß: und warum? Der zu bald gesättigte Liebhaber würde den süßen Stachel verlohren haben, womit ihn die Begierden antreiben. Ich wiederhole es noch einmal, die von der züchtichen Liebe lang aufgehaltene Minne-Gabe, ist tausendmal köstlicher, als die, welche die andere Liebe verschwendet.“

Man muß sich wohl hüten, das Edle der ächten, altritterlichen Liebe, mit den Ausschweifungen und Thorheiten gewisser Sekten zu vermengen, wovon uns die Geschichte in dem Gemälde der Galois und Galoisier, die 1320. in Languedoc aufstanden, ein seltsames und höchst lächerliches Beyspiel aufbewahrt hat. Diese Schwärmer suchten die Größe der Liebe darinn, daß sie, mit unbiegsamer Halsstarrigkeit, allen Anfällen der Witterung Trotz boten.

ten. Die Ritter und Damen dieses Ordens mußten sich, nach den Gesetzen, im heißesten Sommer recht warm mit gefütterten Kleidern und Pelzen zudecken und verwahren, große Feuer anzünden, und sich daran wärmen. Hingegen im Winter zogen sie Sommerkleider an, gingen so leicht als möglich einher, schliesen unter dünnen Decken, bestreuten ihre Gemächer mit so viel grünen Laub, als sie habhaft werden konnten, und dachten weder an Einheitzen noch Feueranmachen. Dieser Orden dauerte aber nicht lange, denn seine meisten Glieder starben für Kälte den Märtyrertod.

Die Waffenverbrüderungen, oder Brüderschaften, müssen hier auch erwähnet werden. Solche verbrüderte Ritter schwuren, Müh und Gefahr, Gewinn und Ehre miteinander zu theilen, und sich nicht zu verlassen, so lange einer den andern nöthig haben würde. Zur Besiegelung des Gelübdes öffneten sie sich eine Ader, und vermischten ihr Blut, oder genossen zusammen das heilige Mahl. Der Beystand, den man einem solchen Waffenbruder schuldig war, ging allen andern Pflichten, sogar dem Schutz der Damen, vor.

Die Waffen der Ritter sind bekannt; die Knappen durften nur einen leichten Panzer, Schild und Degen führen, und das Gold war blos den Rittern erlaubt. Die Spornen, Reitzeuge, Mäntel, erschienen meistens mit diesem Metall geschmückt. Die Scharlachfarbe und überhaupt jede rothe Farbe war ihnen auch allein eigen. Die fahrenden oder irrenden Ritter gingen grün. Die Ritter hatten auch das Recht, ausschlüßlich weiße Pelzwerke zu tragen. So gab der Marggraf dem Göz, als er noch Knappe war, um ihn wieder zufrieden zu stellen, als ein Vorzugszeichen, „ein sammete Schauben, die war mit Märdern und Zobeln gefüttert.“

Es gab nur zwey Arten, wie man aufhörte, Ritter zu seyn: die Entsetzung und der Tod. Wenn ein Ritter seines Standes entsetzt werden sollte, so mußte er seiner Verbrechen gerichtlich überführt seyn. Hierauf wurde er auf ein Gerüste gebracht, wo man seine Waffen vor seinen Augen zerbrach, und mit Füßen trat. Das Wappenschild wurde an den Schwanz einer Stute gebunden, und durch den Koth geschleift. Priester hielten Messen, als wenn er todt wäre, und verlasen über seinem Haupte

den 108. Psalm, der voller Verwünschungen und Flüche wider die Verräther ist. Dreymal frug der Wappenherold nach dem Namen des Verbrechers, dreymal rief ihn ein anderer aus, und jedesmal antwortete der Wappenherold, daß dieses nicht der Name dessen seyn könne, den er vor Augen habe, weil er in diesem nur einen Verräther und Siegelbrüchigen sehe. Hierauf nahm er ein Gefäß mit heißem Wasser, und goß es verächtlich über den degradirten Ritter, um die heilige, durch den Ritterschlag ihm mitgetheilte Würde, dadurch abzuwaschen. Dann wurde der Schuldige durch Stricke, die unter seinen Aermen durchgingen, vom Gerüste gezogen, auf eine Schleife oder Bahre gesetzt, mit einem Leichentuch bedeckt, und in eine Kirche gebracht, wo man die bey Todten übliche Gebräuche und Feierlichkeiten mit ihm vornahm.

Die Grabmäler und Denkschriften der als ächte Ritter Verstorbenen, waren voll von ihrem Ruhme. Meistens wurden sie geharnischt darauf vorgestellt, und viele, sonderlich die Kreuzzüger, auch so begraben. Man strebte nach ihren Schwerdtern und Waffen, als nach einem Heiligthume, und ihr Andenken blieb verehrt.

Diese Einleitung schien nöthig, da die Ritter-Romane, sonderlich die französischen, einen großen Theil dieser Bibliothek ausmachen werden. Ich schmeichle mir aber, daß sie auch ohne diese Nothwendigkeit den Lesern willkommen gewesen seyn würde, da die Gebräuche des Ritterstandes alle unsre Aufmerksamkeit heischen, und uns mit Ehrfurcht für einen Orden erfüllen müssen, dessen Sitten und Thaten so bieder und groß waren. Ich habe meine Abhandlung größtentheils aus des Herrn de Saint-Paleye Memoires sur l'ancienne chevalerie entlehnt, die in zwey starken Octavbänden zu Paris 1759. erschienen, und ein Werk voll Gelehrsamkeit und unterhaltenden Nachrichten sind. Im Deutschen Merkur vom Jahr 1777 findet man eine Abhandlung von den alten Ritterzeiten, die, da sie einerley Gegenstand bearbeitet, und aus einerley Quellen geschöpft zu seyn scheinet, nothwendig große Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen haben muß. Man braucht aber nur beyde gegen einander zu halten, um sich zu überzeugen, daß die meinige keine Abschrift von jener ist.

2.

Des christlichen teutschen Großfürsten Herkules und der böhmischen königlichen Fräulein Valiska Wunder-Geschichte. In acht Bücher und zween Theile abgefasset, und allen Gott- und Tugendliebenden Seelen zur Christ- und ehrlichen Ergezlichkeit ans Licht gestellet. Braunschweig 1676. zwey Bände in 4.

Es werden wenige unsrer Leser seyn, die nicht einmal in ihrem Leben von diesem Roman gehört haben sollten, aber ob sie ihn, wenn er ihnen zu Gesichte gekommen, von einem Ende bis zum andern gelesen? daran zweifeln wir. Der Anblick zweyer Quartanten von der Dicke, muß auch den Herzhaftesten abschrecken, und obgleich der Verfasser, von weiser Ahndung getrieben, einen kurzen Innhalt vorausgeschickt hat, nicht zweifelnd, „es werde der Leser den kurzen Begriff dieser weitläuftigen Geschichte gern wissen wollen, um einen Vorschmack dessen zu haben, was in diesen acht Büchern

eigentlich gehandelt wird," so prüft doch dieser leider! die Geduld eben so sehr, als jene. In seiner Vorrede zieht der „Uhrschreiber" gewaltig gegen die „Amadisschützen" und das „schandsüchtige Amadis-Buch" los, von dem er klagt, „daß es mannichen Liebhaber, auch unter dem Frauenzimmer habe, deren noch keiner dadurch gebessert, aber wohl unterschiedliche zur unziemlichen Frechheit angespornt sind, wann sie solche Begebnissen vor Augen gemahlet sehen, welche wol die Unverschämtesten vor der Sonnen zu verrichten scheu tragen. — — Der teils närrischen, teils gottlosen Bezauberungen zu geschweige, deren so vielfältige Meldung geschiehet, und doch so wenig Geschmack als Glaubwürdigkeit haben, nicht desto weiniger aber diese teuflische Kunst nicht allein vor gut und zugelassen, sondern wol gar vor Christ- und Götlich wil gehalten werden, als deren sich Christliche Käyser, Könige und Ritter ohn Gewissens-Anstoß gebrauchet, und dadurch mannichem Unglück aus sonderbahrer Schickung Gottes entrissen, auch viel Gutes zu volführen gestärkt seyn sollen." Statt eines solchen schändlichen Buches, „wo der Tichter sich zum oftern in die Backen häuet," will nun unser Verfasser in seinem Herkules eine „Gemüths Erfrischung" liefern, bey der andächtige Seelen nicht geär-

gert

gert werden; und weil die Liebe zum Vaterland seinen Roman „ausgebrütet," so will er zugleich „dem spanischen Hochtrab, der italiänischen Ruhmretigkeit und dem französischen eingebildeten Vorzug" zum Possen beweisen, daß die Teutschen „nicht lauter wilde Säue und Bähren," sondern auch manchen treflichen Fürsten und Ritter unter sich gehabt haben. — Der Mann, der so gute Absichten hegte, war **Andreas Heinrich Buchholtz auch Buchholtzer**, herzoglich Wolfenbüttelischer Oberhofprediger und Superintendent, der noch verschiedene theologische Schriften schrieb, und im Jahr 1671. den 20. May mit Tode abgieng.

„Die wunderschöne Morgenröhte, welche dem Silberbleichen Mond seinen Schein sich zu rauben bemühete, war aus ihrem Lager schon hervorgekrochen, da erwachte **Herkules** vom Schlaffe, stieg, seiner Gewohnheit nach, sanfte aus dem Bette, daß sein Freund **Ladisla** dessen nicht gewahr wurde, legte sich auf die Knie, und betete in herzlicher Andacht seinen Christlichen Morgen-Seegen." Wir wollen ihn in seiner Frömmigkeit nicht stören, sondern einstweilen unsern Lesern erzehlen, wer dieser Herkules

kules und wer sein Freund Ladisla gewesen. Herkules, „sehr zierlicher Gestalt, ein Ebenbild der wahren Herzhaftigkeit, Tugend und Gottesfurcht," war im Jahr 204 von dem Großfürsten der freyen Deutschen, Herrn Henrich, und Frau Gertrud, König Rachwalds in Schweden Tochter, ehelich erzeuget worden. Schon in seiner Kindheit gab er Proben seines Muths, und in seinem 15. Jahre erlegte er einen deutschen Ritter, der eine Bäuerin nothzüchtigen wollte, und flüchtete sich, aus der Haft, mit seinem Freund Ladisla, einem böhmischen Prinzen, der mit ihm erzogen und sein vertrautester Freund geworden war, nach Böhmen, wo er sich in dessen Schwester, Fräulein Valiska, heftig verliebte, und sich mit ihr heimlich verlobte. Durch Räuber kam er in Römische Leibeigenschaft, da seine Keuschheit manche Anfälle von seiner gebietenden Frau und ihrer Tochter auszustehn hatte, nahm das Christenthum an, wurde von Ladisla entdeckt und losgekauft. Dies ist der Zeitpunkt der Geschichte. Beyde Freunde waren nun Willens, Rom zu verlassen, und weiter die Welt zu besehen, als ihnen ein alter böhmischer Ausreuter auf einmal die traurige Nachricht brachte, daß Ladisla's Vater vermuthlich umgekommen sey. Zu gleicher Zeit mußten sie in ihrer

ihrer Herberge einen Angriff von einer Räuberbande aushalten, der sie zwar mächtig, aber dabey hart verwundet wurden. Endlich verließen sie Rom, und hatten das Glück in einem Wald vor Padua drey vornehme römische Damen zu befreyen, die in fünf Räuberhände gefallen — denn unsre Helden sind eine rechte Geißel aller Räuberbanden — und ihrer Entehrung in naturalibus so nahe als möglich waren. Die vornehmste darunter, Fräulein Sophia, Herrn Q. Fabius, römischen Statthalters zu Padua Tochter, entzündete den Ladisla mit der heftigsten Leidenschaft: Zwar hatten gleich darauf unsre Helden einen harten Strauß mit ihrem Bruder K. Fabius, der sie, unwissend des Vorfalls, und in der Meynung, daß sie die „Menschendiebe" wären, angriff, allein der Irrthum kam bald an Tag, und ihre Freundschaft ward durch die geprobte Tapferkeit nun nur noch fester geknüpft. Ladisla drang unterwegens in das Fräulein, und bat und flehte um ihre Gegenliebe, welches Zumuthen aber das Fräulein, als eine züchtige und schamhafte Dirne, Troß ihrer innern Neigung, bescheiden von sich abzulehnen wußte. „Was hilft mir Hungerigen, rief Ladisla aus, die Farbe und Geruch eines schönen wohlschmeckenden Apfels, wenn ich ihn nur auf dem

Bau-

Baume sehen und nicht genießen soll? Wird nicht meine Begierde nur dadurch gepeiniget? Mein Herr, antwortete sie, was würde er dann des schönen Äpfels achten, wenn er ihn zuvor in den Koht getreten hätte, daß er durch und durch besudelt würde? würde er denselben nicht alsbald verfluchen und einen Abscheu daran haben? Verflucht seyn alle, sagte er, die solchen unbilligen Vorsatz haben! und wie sollte ich den lieben Äpfel in Koht werfen, dessen Niessung ich umb alles mein Gut lösen wollte, meinen dringenden Hunger zu stillen? Das Fräulein antwortete: Mannicher Lusthunger ist so unordentlich und böse, daß er auch die Speise verdirbet, die durch dessen Antrieb genossen wird." Der Empfang und die Freude in Padua war so groß, als die edle Uneigennützigkeit der beyden Freunde, die alle Geschenke ausschlugen: „Sie würden das Buch der Unhöflichkeit gar durchblättern," gaben sie zur Antwort, wenn sie so was annähmen. Der beste Lohn, den Ladisla empfangen konnte, war wohl Sophiens Hand, die sie ihm heimlich gab, weil ihr Vater, der Statthalter, Willens war, sie mit einem gewissen Fulvius zu vermählen, den aber das Fräulein mit den Ehrentiteln eines „Sudeler und Unflaths" belegte, und der vom Ladisla im Zweykampfe getödtet wurde. Zwar bemühte sich der

Statthalter durch allerhand Listen und Ränke die Verliebten irre zu machen, endlich aber sah er sich gezwungen, seine Einwilligung dazu zu geben, und zugleich seinen Sohn mit seiner geliebten Fräulein Ursula zu verheyrathen. Unsre Leser werden sich, ohne unser Erinnern, denken, daß **Herkules** die Bothschaft seines Freundes nach Prag genutzt haben wird, um der schönen **Valiska** Geschenke und Nachrichten zu schicken. Der Gesandte des Großfürsten der Franken und Sikamber, befand sich damals in Prag, um diese Prinzeßin für seinen Herrn zu werben, und erhielt ein höfliches Körbchen zum Gegenkompliment. Kurz darauf rettete sich Fräulein **Valiska** mit Schwimmen durch die Moldau aus den Händen einiger Unbekannten, die sie entführen wollten, und beschloß endlich, unter dem Vorwande auf ihres Bruders Hochzeitfest zu reisen, ihren **Herkules** zu Padua aufzusuchen. Die Zeit vertrieb sie sich unterdessen mit ihrer „Leib-Jungfer" **Libußen**, dem „losen Sack," mit einem ehrliebenden Gespräch von ihrem Liebsten, und „wuste diese Jungfer, setzt unser Autor hinzu, dem Fräulein so genehm einzuschwätzen, daß sie oft, ja so befriediget sich fand, als wenn sie auf ihres Herkules Schoß gesessen währe." Dieser brave Fürst hatte Wunder der Tapferkeit und Geschicklichkeit, in einem Freystechen, das zu Pa-

dua

dua gehalten worden war, verrichtet, und mancher Schönen Herz gefesselt, und spröde abgewiesen, aber bald kündigte ihm das Hausen der Gespenster in seinem Marstalle und andre Wahrzeichen ein Unglück an, das ihm bevorstehe — Fräulein Valiska war entführt! Ein Reuter von ihrer Gesellschaft brachte die traurige Bothschaft ihrem Liebhaber, der sogleich auf die Rettung seiner Geliebten bedacht war. Er erhaschte nur eine ihrer Leibjungfern, die Libussa, und einen Räuber, der sich bekehrte, und unter dessen Leitung und dem angenommenen Namen Valikules, er seine Nachforschungen weiter fortsetzte. Zu Flies, zu Korinth begegneten ihm mancherley Ebentheuere: Nothleidende Mädchen, beschimpfte Frauen, Diebe, Mörder, wurden beschützt und gerächt, oder fielen von seiner Faust. Zu Kreta fand er an einem Nußbaume eine Innschrift seiner Geliebten, die als Jüngling, unter dem Namen Herkuliskus, mit ihrer zweyten Leibjungfer, der Heelen, von Meerräubern, die sie ihren ersten Entführern abgejagt, „wegen ihrer vortreflichen Schönheit den großen Parter König Artabanus zum sonderlichen Geschenck zugeführt werden, als welcher von allenthalben her schöne Jungfern ausspüren, und in sein Frauenzimmer versperren ließ, seinen geilen Muthwillen zu ersättigen, und wur-

wurden die schönen Knaben nach abscheulichem, heidnischem Gebrauch, ihrer Mannheit beraubet, und des Frauenzimmer's zu hüten abgerichtet.“ Diese Innschrift besagte ihm den Weg, den **Valiska** genommen hatte, und dem er eifrig verfolgte; nebenher züchtigete er zu Gnossus zwey Betrüger, die sich für ihn und seinen Freund **Ladisla** ausgaben, und zu Jerusalem einen jüdischen Ritter, Ben Levi — wohl der einzige fahrende Ritter dieser Nation, dessen die Romane erwähnt haben, aber unserm „Uhrschreiber“ kommt es nicht sauer an, Ritter in allen Ländern auszurüsten. — Zu Tyrus entdeckte **Herkules** ein neues Zeichen der Anwesenheit seines Fräulein's, einige mystische Züge, die er unterwegens zu verschiedenenmalen von neuem fand, bis sie sich endlich verlohren, und er erst durch ein Nachtgesicht auf den rechten Weg, und nach Ecbatana geleitet wurde, wo sich das Fräulein aufgehalten, und Wunder ihrer Geschicklichkeit und ihres Muths im Pfeilschießen, Fechten und Pferdebändigen abgelegt hatte, darob die Männer noch erstaunt, und alle Weibleins „in Liebesbegierden gegen ihr erhitzt waren.“ Jezt stand ihr aber an dem Hoflager des Großkönigs Artaban's eine traurige Prüfung vor, die die Entdeckung ihres wahren Geschlechts auf einmal nöthig machte.

Der Großkönig übergab nemlich den vermeynten schönen Jüngling, der ihm so wohl gefiel, dreyen Trabanten und einem treflichen Wundarzte, „der unserm Herkuliskus versprach, er wolte so säuberlich mit ihm verfahren, daß er des Schnittes kaum sollte inne werden. Gingen also mit einander über den innersten Platz nach einem Gemache, welches fein gezieret wahr, und an allen vier Seiten sehr klare Fenster hatte; in der Mitte stund ein langer Tisch, auf welchem etliche seidene Stricke lagen, und an dem Fenster umbher stunden allerhand erquickliche Kraftwasser in Kristlinen und Alabaster Geschirren, deren etliche sie hervor nahmen, und bald darauf begehreten, Herkuliskus sollte die Kleider ablegen:“ Herkuliskus antwortete darauf mit einigen Säbelhieben, die seine Verfolger zu Boden streckten. „Der Arzt versteckete sich hinter dem Tisch; aber er sagte zu ihm: du unflätiger Bube solt dieses schändliche Handwerck nicht mehr brauchen; auf welches Wort er ihm den Säbel durchs Hirn schlug.“ Nun gab sie ihr weibliches Geschlecht zu erkennen, nannte sich Herkuliska, und ward von dem höchlich erfreuten Könige für seine Braut und künftiges Gemahl angenommen, doch unter dem Versprechen, sie in Jahresfrist und länger nicht zu berühren, „weil,

ihrem ertichteten Vorgeben nach, sie bis dahin der Göttin Vesta verlobet währe, daher sie auf ein absonderliches Schloß daselbst, mit einem Frauenzimmer verwahrlich gebracht ward, und ihr treuer Dollmetscher und Diener **Timokles**, sich in einer Herberge aufhalten mußte," um ihr nöthigenfalls von **Ladisla's** oder **Valikules** Ankunft Zeichen geben zu können.

Herkules weilte zu Ekbatana lange bey seinem Freunde, dem Fürsten **Pharnabazus**, der ihm Geduld anrieth, und ihn ermahnte, nicht zu eilfertig nach dem Hoflager des Großkönigs zu reisen. Ihm die Zeit zu vertreiben, ordnete er ein ritterliches Stechen an, wo **Herkules** in Amazonenkleidung erschien, und unwissend mit seinem Freunde **Ladisla** traf, der, wie **Fabius**, und andre Freunde zu Padua seinem Busenfreunde und seiner entführten Schwester, zu Wasser und zu Lande, durch manche Gefahren, Speerstechen und ritterliche Ebentheuer nachgesetzt, und nun, auf das Gerüchte von diesem ritterlichen Spiele, nach Ekbatana gelockt worden war. Beyde Helden geriethen bey dem dritten Rennen mit Pferd und Leibe so heftig aneinander, daß Mann und Roß niederstürzte, und die Ohnmacht beyden nicht weit war. Fröhlige, wechselseitige Erkennung folgte, und nun zogen sie, nach kur-

zem Auffenthalt, Choras, des großen Königs Sitze zu, **Valisken** zu befreyen.

Ihr erstes nach ihrer Ankunft war, das Schloß des Fräulein zu besehn, „welches zwar gegen das Großkönigliche zu rechnen klein, aber über die maße zierlich gebauet war, auch mit tieffen Wassergraben und hohen Mauren und Zwängern umbfangen; das Gebäu an sich wahr von glänzendem weissen Marmor, mit hangenden Gemächern auswendig Blummwercksweise vergüldet; die Fenster von dem lautersten Kristallen Glase: das Dach glänzete von Golde, daß wann die Sonne darauf schien, es den Anschauenden die Augen blendete. Der Graben hielt ein sehr klares Wasser in sich, welches mit Röhren hineingeleitet wahr, und wurden die herlichsten Fische darinnen geheget, dann der Fräulein gröste Lust wahr in dieser Einsamkeit, daß sie zuzeiten mit einer Angelrute oben von der Mauer hernieder dieselben fing, und nach sich in die Höhe zog." Der Anblick seiner Geliebten machte auf **Herkules** einen so plötzlichen Eindruck, daß er wie vom Schlag getroffen an **Ladisla's** Seite niedersank; dieser, und **Timokles**, der herzugelaufen war, brachten ihn jedoch wieder zu rechte, und **Herkules** sagte zu seinem verwundernden Freunde: „Sihestu deine Fräulein Schwester nicht, deren Geister die

meinen

meinen zu sich hinaufgezogen haben? Hiemit sahen sie beyde das Fräulein starre an, und kunte **Herkules** nicht unterlaßen, ihr eine höfliche Ehrerbietung nach teutscher Art zu erzeigen, deßen sie mit höchster Verwunderung wahrnahm," denn wegen des gefärbten Gesichts erkannte sie weder ihren Liebhaber noch Bruder. Aber als **Timokles** ihr nun das verabredete Zeichen von der Gegenwart dieser Lieben gab; „da lieff ihr alles Geblüt zum Herzen, daß sie unbewäglich liegen blieb. Das gesamte anwesende Frauenzimmer erschracken dessen heftig, wahren mit kräfftigen Sachen bald zugegen, und macheten ihr den Busen auf, da sie über ihrer trefflichen Schönheit sich nicht gnug verwundern kunten, dann sie hatte bisher ihren Leib so wenig von diesem ihrem Frauenzimmer beschauen laßen, als wahrens lauter Mannsbilder gewesen; durch welche Keuschheit sie ihr hohes Ansehen bey ihnen erhielt, wiewol sie es ihr vor einen Stolz auslegeten. Es währete fast bey einer Viertelstunde, ehe sie ihrer Sinnen wieder mächtig ward, kahm allgemählich zu sich selbst, schlug ihre halblächelnde Augen auff, und sagete zu den Anwesenden: Ach, ihr meine Freundinnen, warumb lasset ihr mich nicht in meine jungfräulichen Keuscheit eines so sanfften Todes dahin sterben? Mit dem ward

sie ihres zur Hälfte entblößten Busens gewahr, welches sie hefftig verdroß, ihn alsbald wieder bedeckete, und mit ernstlicher Rede sagete: So nach diesem mich jemand dergestalt entblössen wird, die sol meinem Zorn und schwerer Straffhand nicht entgehen, dann alles was an mir ist, wird nur einen Fürsten verwahret, sonsten hat kein Mensch der ganzen Welt Teil an mir. Das Frauenzimmer bath demühtigst umb Verzeihung; hätten nicht gewußt, daß ihre Gn. bey Frauenzimmer sich so schamhafftig halten wolte, möchte demnach ihnen solches gn. verzeihen, es solte forthin nimmermehr geschehen." Das Fräulein wurde bald wieder besänftigt, zumahl da sie gleich darauf ihren Herkules von weiten sehn, und seine Liebesblicke „mit gleicher Andacht" empfangen konnte. Sie schoß, als zur Kurzweil, einen vergüldeten Pfeil in die Höhe, auf welchem sie mit schwarzen Buchstaben, in deutscher Sprache geschrieben hatte: „Ihr lieben Herzen, sendet mir den hohlen Pfeil." Dieser Pfeil fiel vor Herkules nieder, der ihr nun alle Morgen seine Briefe in hohlen Pfeilen auf den Gang schoß, wovon wir doch den ersten, zu einer Probe der verliebten Briefstellerey dieses Romans, und zur erlaubten „Gemüthserfrischung" unsrer Leser abschreiben wollen. „Der einige wahre Gott Himmels

und

und Erden, hat durch manniche Gefahr mich gesund hergeleitet und mir heunt meiner Seelen-geliebter Fräulein höchstgewünschtes Angesicht gezeiget; Mein Ladisla hat mich nicht wollen lassen allein nachsuchen, sondern ist mir gefolget bis nach Ekbatana, da wir ohngefehr zusammengestossen, und Euer Liebe Zustand erfahren haben; weil mir dann an meiner Fräulein Beständigkeit und Treue zu zweifeln nicht gebühren wil, als welche mehr auf Tugend, als üppigen Stolz hält, wird weder Wasser-Grabe, noch steinerne Mauer, noch Hüters Wachsamkeit, ja Königes Artabanus Macht selber nicht, mir verhinderlich seyn, daßelbe zu erlangen, was nächst Gott mein höchster Schatz und Wunsch ist. Lebet wol, meines Lebens Seele, und seyd gegrüsset von eurem, biß in dem Tod ganz ergebenen Knechte, **Herkules**, jetzt **Valikules** genannt.“ Bald darauf fand **Herkules** Mittel, sich bey dem Großkönige so einzuschmeicheln, daß er selbst zum öftern Zutritt bey dem Fräulein erhielt. Was bey dem letzten Besuch vorfiel, ist zu schön, als daß wir es nicht mit des Herrn Oberhofpredigers eigenen Worten ausziehen sollten: „**Herkules** richtete sich bald auf, und an stat er des Rockes Saum geküsset hatte, ward ihm anjezt des Mundes Saum, die Korallenrothe Lippen wil-

lig gegönnet, wodurch er übernommen, gleich da sie ihm seine Wunde besichtigte, er sie also anredete: Mein allerwertester Schatz, und einiger Vorwurff aller meiner ehrlichen Liebes Begierden; traget ihr so großes Mitleiden mit diesem geringen Wündichen deßen ich nicht eins empfinde? Lieber verbindet mir ohn ferneres wegern die tieffe unleidliche Herzen-Wunde, welche ihr mit dem Pfeil eurer unvergleichlichen Schönheit mir gemacht, und betrachtet, bitte ich, daß unsere Liebe nichts ungebührliches vornehmen kan, sintemahl unsere Ehe vor Gott geschloßen ist; solte dann diese meine herzliche Bitte noch nicht haften können, so erinnere ich mein Engelchen der heut früh getahnen Verheissung, daß auf meine erste Wiederkunft auff dieses Gemach, mir mein eheliches Ansuchen sollte eingewilliget und zugelassen seyn. Das Fräulein ward mit einer starcken Röhte überfallen, dann sie empfand sein inbrünstiges Ansuchen, welches sie noch vor dißmahl abzuwenden willens wahr, und fiel ihr doch unmöglich ihm hart einzureden. „Ihr, ob Gott will, sagte sie unter andern, und sonst kein ander Mensch sol dessen genießen, was euch schon in kindlichen Jahren versprochen ist, nur, ist es möglich, so laßet ein kurzes Aufschieben euch nicht zuwider seyn.“ Allein Herkules stellte

ihr

ihr vor: „daß die Ehe ein christliches Werck und ein von Gott selbst eingesetzter Stand ist, darzu wir zwar durch einen Kirchenlehrer sollten eingesegnet werden; weil aber solches an diesem Orte nicht geschehen kan, wollen wir mit einem andächtigen Gebeht umb Glück und Segen bey unsern Gott anhalten, und in Gottes Nahmen unsere Ehe vollstrecken. Das Fräulein sahe schamhaftig vor sich nieder, sagte, daß ihr unmöglich wäre, seinen Zweifelmuht länger zu dulden können, hätte zwar seines Vorhabens Aufschub gerne gesehen bis auf seine glückliche Wiederkunfft; weil sie aber ihm als ihrem Ehemal zu gehorsamen schuldig, wollte sie in aller gebührlichen Zucht sich ihm hiemit ergeben; traten miteinander vor dem Tisch, und gelobeten aufs neue, in Liebe und Leid einer den andern nicht zuverlassen, sondern von diesem Tage an ihre Ehe geschloßen zu halten; Vollzogen also ihre Ehestifftung in Gottesfurcht, und **verblieben drey Stunden in dieser Ergezlichkeit bey einander.**“ Wie Herkules sein eheliches Gemahl entführt hat, welche Schlachten darauf erfolgt sind, und wie sein Vater und seine europäischen Freunde Hülfstruppen die Menge schickten, die unser Romanschreiber mit leichter Mühe aus Teutschland, Böhmen, Padua ꝛc. über den Euphrat

 trans-

transportirte — das alles berühren wir, zur Fortsetzung des Fadens unserer Erzehlung, nur mit ein paar Worten.

Im fünften Buche dauren die blutigsten Schlachten — denn auf ein paarmal hunderttausend Menschen mehr oder weniger kommt es unserm Verfasser an seinem Schreibepulte nicht an — mit gleich glücklichem Erfolg von Seiten unsrer Ritter fort: die endlich, des Streitens müde, mit reicher Beute ihrer Heimath zuziehen. Zu Jerusalem geneset **Valiska** eines jungen Söhnleins, das in der Taufe den Namen **Herkuliskus** bekommt.

In Padua befanden sich damals **Herkules** Bruder und ein Fürst aus Schweden, die einige der entführten Freundinnen unsrer Helden aus Räuberhöhlen befreyt hatten. Auf der Rückkehr trafen sie auf diese, die jene Damen zu retten ausgeritten waren, foderten sie zum Kampf heraus, erkannten sich aber bald wieder, und desto größer war nun die Freude. Neue Verliebungen und neue Heyrathen; Thurniere und andre Feyerlichkeiten. **Herkules** und **Ladisla** besiegten im Kampf einige großsprecherische Pannonier, und wurden vom römischen Kayser zu freyen Fürsten der Deutschen und

Böh-

Böhmen erklärt. Die Pannonier wollten sich an Herkules und Ladisla auf ihrem Weg nach Prag rächen, bekamen aber schlechten Empfang.

Traurige Nachrichten. Die Wenden waren eingefallen, und hatten **Herkules** Eltern und seine Schwester mit weggeführt. Dies beschleunigte seine Reise nach Deutschland. Das feindliche Heer wird erreicht, geschlagen; Aber Arbianes, ein medischer, dem **Herkules** ergebener Herr, der seine Schwester liebte, konnte wegen der verschlagenen Völker mit dem Fräulein nicht sicher nach ihrem Lager durchkommen, begab sich also auf Abwege; und brachte bey einem Bauer verschiedene Tage auf dem Heu zu, wo er seine Liebe der Fräulein gestand, „sie mit inniglichen ehrliebenden Küssen umfing, deren ihm etliche in züchtiger Schaam bezahlt wurden," und Gehör erhielt: (eine Scene, die, in parenthesi der Kupferstecher Wechter in Kupfer zu stechen nicht unwürdig gefunden hat.) Auf eben diesem Lager gab er ihr auch in der christlichen Lehre Unterricht, und lehrte sie das **Vater unser** beten. Denn Gottesfurcht und Minne-Pflege sind in dem ganzen Buche unzertrennlich beyeinander. Eine Feuersbrunst trennte beyde in der Folge ihrer Reise: Fräu-

lein

lein Klara hatte mit Nothzucht und andern Anfechtungen, und ihr Arbianes mit Knechtschaft und Räubern zu kämpfen, endlich begegneten sie einander, gelangten zu ihren Freunden, und wurden Mann und Frau. Herkules eroberte Frießland, und dämpfte seine von den heidnischen Pfaffen aufgewiegelte Unterthanen, deren erstere ein großer Theil hingerichtet ward, wobey Fräulein Valiska Gelegenheit hatte, von ihrem Elephanten eine wunderschöne Rede in vollkommenen Curial=Styl an die Aufrührer zu halten: „Von Gottes Gnaden, ich Valiska rc.“

Neue Unruhen, durch Gespenster angekündiget, neue Blutbäder, Entführungen, Schlachten, et caetera, et caetera, wobey selbst Herkules, Ladisla und andere Fürsten in Gefangenschaft, und in Gefahr gerathen, gefangen zu werden, machen den Innhalt des achten Buchs aus, das sich aber fröhliger endiget, als sein blutiger Anfang ahnden läßt. Denn die Gefangene und Helden kommen von allen Orten frey und ledig und als Sieger zurück. Sie erzehlen ihre Ebentheuer und Fährlichkeiten. Unter andern hatte Arbianes eine Versuchung vom leidigen Satan ausgehalten, der ihm, in Bettlers=Gestalt, durch die feinsten frey=

geiste=

geisterischen Gründe in seinem Glauben wankend zu machen suchte, aber vom Arbianes so gut widerlegt ward, daß sich endlich der † † Gottseybeyuns aus Wuth in einen Drachen „so groß wie zehn Elephanten" verwandelte, und mit „Stanck" seinen Abschied nahm. Da der Verfasser bey seinen Schlachten so grausam in das Menschengeschlecht gewüthet hat, so ist es kein Wunder, daß er am Ende dieser „wahrhaften Geschichte" auf einen Ersatz bedacht ist. „Etliche junge Königinnen und Fürstinnen genesen etlicher junger Herrlein" und das ganze Werk wird mit Einführung der ganzen christlichen Glaubenslehren beschlossen.

Hier haben unsre Leser den getreuen Auszug eines Romans, der nicht mehr als 1793. Quartseiten stark ist, und der zu seiner Zeit ein Muster und die Lieblings-Lekture von Vornehmen und Geringen war. Er enthält immer noch Abdrücke des Tons des Zeitalters, in dem er geschrieben ward, und so wollen wir ihm seinen Schnickschnack verzeihen, von dem wir bemüht gewesen sind, hie und da die eigenen Ausdrücke einzuschalten.

3.

Tafelrunde.

Die Ritterschaft der runden Tafel und ihre Geschichte ist die älteste vom ganzen Orden der fahrenden Ritter. Wir werden die Thaten und Begebenheiten ihrer fürnehmsten Glieder nach den Auszügen erzehlen, die der Graf von Tressan und verschiedene andere Gelehrte aus den seltensten Handschriften in der Bibliotheque universelle des Romans geliefert haben, und wovon Herr Wieland verschiedenes im deutschen Merkur, mit der ihm eigenen Leichtigkeit und Anmuth, in Verse gebracht hat. Wir machen den Anfang mit den zwey ersten Büchern, dem livre de Merlin und dem Roman du Roi Artus, deren Auszüge wir hier in einem geschmolzen haben. Vorher aber wollen wir noch unsern Lesern den Namen der Tafelrunde und ihrer Ritter hersetzen. — Merlin, der berühmte Zauberer, war ihr Stifter, er verfertigte zu Carduel eine runde Tafel, woran er alle seine Kunst verschwendete. Unter den Stühlen waren dreyzehn, zu Ehren der dreyzehn Apostel. Zwölfe von diesen Stühlen konnten nur besetzt werden,

und

und zwar mußten es Ritter von erkannten, sehr großen Rufe seyn. Der dreyzehnte stellte den Verräther Judas vor, und blieb immer ledig. Man nennte ihn „den gefährlichen Sitz,“ seitdem ein verwegener und aufgeblasener Sarrazenischer Ritter, der sich erfrecht hatte, darauf zu sitzen, von der Erde, die sich unter dem Stuhl aufthat, verschlungen worden war. An einem Ende der Tafel war ein Platz für das „Sanckt-Graal,“ das in der Geschichte dieser Tafel eine so grosse Rolle spielt, und der heilige Napf war, dessen sich Jesus beym Mahl bedient, den hernach Joseph von Arimathia in seine Verwahrung genommen, und mit dem Blute der Wunden Jesus gefüllt hatte. Dieser heilige Napf that große Wunder, und kam zuletzt in den Schatz des Fischer-Königes, aus dessen Händen ihn Perzeval befreyte. Eine magische Gewalt grub über den Namen jedes Stuhls den Namen des Ritters, der ihn besitzen sollte. Ward einer durch den Tod ledig, so mußte der Ritter, der ihn einnehmen wollte, seinem Vorgänger noch an Tapferkeit und großen Thaten übertreffen, widrigenfalls wurde er durch eine unsichtbare Macht mit Heftigkeit zurückgestoßen. Dies war die Probe, der sich alle Prätendenten zu unterwerfen hatten. Verdiente aber der neue Ritter den Platz, so verlosch der Name

des alten Mitglieds, und der seinige kam an dessen Stelle zum Vorschein. Die Ritter der Tafelrunde trugen keine äußerliche Kennzeichen ihres Ordens. Die Glorie ihrer Thaten zeichnete sie mehr als zu sehr aus, überdieß war jeder an seinem Schild und Denkspruch kenntlich.

Der 1. König **Artus**, der Großmeister des Ordens, führte dreyzehn goldene Kronen im Wappen, und sein Denkspruch war: „Viel Kronen, keine Tugend mehr.“ 2. **Lanzelot vom See**, sechs goldene und azurne Banden; Denkspruch: „groß von Geburt, von Tapferkeit und Liebe.“ 3. Sein Bruder, **Hektor von Mares**, ein goldener Stern unter obigen Banden; Denkspruch: „Um glücklich zu seyn brauchts nur Ein schön Gestirn.“ 4. Des **Brave Lyonnel** ihr Vetter, mit Sternen besäete Banden; Denkspruch: „Am Himmel ist mehr als Ein Stern;“ um anzuzeigen, daß er nicht wie Hektor nur Eine Dame, sondern viele zugleich verehre. 5. **Gawin aus Orkanien**, ältester Sohn König Loths und Neffe des Artus, ein goldener, zweyköpfigter Adler; Denkspruch: „dem höchsten der Adler.“ 6. Sein zweyter Bruder, **Agrewin**, denselben Adler, der in die Sonne sieht; Denkspruch: „Mich erstaunt nichts.“ 7. Sein dritter Bruder, **Galheride**, densel-

denselben Adler mit Blitzen bewaffnet; Denkspruch: „Ihm kommts zu, sie zu schleudern.“ 8. Sein vierter Bruder, **Galheret**, denselben Adler im purpernen Feld, mit vorgezogener rother Bande; Denkspruch: „der aufgehaltene Adler ist dann nur noch schrecklicher“ rc. doch es würde zu weitläuftig seyn, alle die 32. Ritter herzusetzen, wir schließen daher mit dem letztern, dem Chronikenschreiber, **Arrodian von Cölln**, der auch Ritter war, und die Kämpfe in der Nähe gesehn hatte, um sie desto besser beschreiben zu können: er führte einen silbernen Hahn mit goldnem Kamm, Schnabel und Spornen, und dem Denkspruch: „Er hat Federn, Schnabel und Krallen.“

Der weise **Merlin** selbst verfassete die Gesetze und Verordnungen dieses erlauchten Ordens. Keiner wurde zugelassen, der nicht Proben von seiner Stärke und Tapferkeit gegeben hatte, Proben, die so außerordentlich waren, daß sie uns jetzt unglaublich vorkommen, und doch fanden sich zu Arthurs Zeiten funfzig Ritter, die ihnen Gnüge leisteten. Man mußte bey vielen Schlachten, Lanzenbrechen und einigen ernstlichen Gefechten gewesen und allezeit Sieger geblieben seyn. Die Ritter, die einmal in Orden aufgenommen waren, konnten wohl Lanzen mit einander brechen, um einer des an-

dern Stärke zu prüfen, aber die ernstlichen Kämpfe, und das Gefecht mit scharfen Waffen war ihnen nur gegen Feinde und Fremde erlaubt. Einem andern Ritter seine Dame nehmen, war ein Hauptverbrechen. Gleichfalls war ihnen verboten, einem Frauenzimmer einen Kuß oder andre Minnegabe wider ihren Willen zu rauben, vorausgesetzt, daß ihr Widerstand ernstlich sey. Was eine Dame von einem Ritter verlangte, mußte er ihr gewähren, und freudig Blut und Leben für sie wagen, zumal wenn es darauf ankam, die Ehre des Frauenzimmers zu retten; denn diese Ehre war ihnen so stark empfohlen, daß das Gesetz der Verschwiegenheit über die Gunstbezeigungen der Damen, unter die heiligsten der Tafelrunde gehörte, und daß Lügen, das einem Ritter bey jeder andern Gelegenheit entehrt haben würde, in diesem Falle sogar befohlen war.

Die Teufel waren unwillig, daß der Sohn Gottes in ihre Hölle gekommen war, und ihre Schlachtopfer daraus befreyet hatte, und beschlossen einen unter ihnen, der die Gabe der Verwandlung besaß, auf die Erde zu schicken, um dort ein Kind zu zeugen, das ihre Natur annäh-

annähme, nach ihrem Willen handelte, und, durch seine Bosheit, entweder ganz oder doch zum Theil, das große Werk der Erlösung des menschlichen Geschlechts vernichten könnte. Der ausgesandte Teufel machte der Wahl seiner Mitbrüder Ehre, und fing seine Sache so verschmitzt an, daß er in einer Familie in Großbrittannien, wo er einkehrte, die Frau verführte, den Sohn umbrachte, und den Mann für Schmerz sterben ließ. Noch blieben drey Töchter übrig, von denen er auch zwey verführte, aber die dritte machte alle seine Versuche durch ihre Tugend fruchtlos. Endlich gelang es ihm, sie im Schlaf zu überraschen, und das arme Mädchen wurde schwanger. Sie erzehlte ihre Begebenheit einem heiligen Mann, der ihr zur Reinigung Weyhwasser zu trinken und Buße zu thun befahl. Die Gerichte nahmen sie in Untersuchung, und wollten sie zum Tode verdammen, doch auf die Vorstellung des heiligen Mannes, Blasäus, warteten sie erst ihre Niederkunft mit **Merlin** ab, der gleich nach der Geburt zu reden anfing, und seiner Mutter dadurch das Leben rettete, daß er dem Oberrichter klärlich bewies, „daß er, **Merlin**, seinen wahren Vater besser kenne, als er, der Oberrichter, den seinigen:“ dieser mußte also, um seine eigene Mutter zu schonen, **Merlin's**

Mutter begnadigen. Dazumal lebten drey Söhne des Königs von Großbrittannien, Namens **Moines**, **Pandragon** und **Uter**. Der König übertrug bey seinem Tode die Vormundschaft über den ältesten und Kronerben einem Ritter, **Vertiger**, der aber verrätherisch handelte, und selbst sich zum König wählen ließ. Da er nun die Empfindlichkeit der beyden übrigen Brüder fürchtete, so verwendete er allen Fleiß auf die Erbauung einer sehr hohen und starken Warte, die aber kaum drey Ruthen hoch in die Höhe geführt worden war, als sie zu wiederhohltenmalen einstürzte, ohne daß sich ein Mittel dagegen ausfindig machen ließ. Der König frug Gelehrte und Ungelehrte um Rath, doch alles vergebens. Sieben Sternkundige, deren Rath er auch eingehohlt hatte, fanden durch ihre Kunst zwar nicht die Ursache des Thurmeinsturzes, aber die Gewißheit, daß ihrem Leben große Gefahr von einem Kinde bevorstehe, das von einem Weibe, ohne Zuthun eines Mannes, gebohren sey. Deswegen gaben sie dem König zur Antwort, sein Thurm werde nicht mehr einfallen, sobald der Grundstein mit dem Blute eines Kindes begossen worden, das keinen irrdischen Vater habe. Der König schickte allenthalben, in seinen Staaten, Boten nach einem solchen Kinde aus, denen sich Mer-

lin freywillig überlieferte, und bey seiner Ankunft dem Fürsten die Lüge der Astronomen und die Ursache des Thurmeinfallens deutlich darthat, indem er ihm zeigte, daß die Unfestigkeit der Warte von zwey großen Drachen herrühre, die sich einander ein großes Gefecht liefern wollten; ein Schauspiel, wozu der König seinen Adel einladen ließ. Er übergab Merlin die Astrologen, der ihnen verzieh; und sich noch durch verschiedene andere Weißagungen auszeichnete, die alle richtig eintrafen.

Nach dem Tode des Vertiger, den die beyden Königssöhne in seiner Burg verbrannten, ward Pandragon König, der Merlin's Weisheit über alles schätzte. Er blieb in einer Schlacht, und Uter bestieg den Thron, unter dem Namen Pandragon. Er ließ seinem Bruder, dessen Leiche, durch Zauberey, von Irrland nach Salisbury gebracht wurde, in dieser letzten Grafschaft, mit Merlin's Hülfe, ein prächtiges Grabmal von ungeheuern Steinen erbauen, die noch heutiges Tages zu sehn sind. Für ihn verfertigte auch Merlin die berühmte runde Tafel. Er stand ihm in seiner Neigung zu Ygerne, Gemahlin des Herzogs Tintadiel, bey, deren Tugend, Trotz der warmen Liebe des Königs, den heftigsten Widerstand leistete. Endlich gab Merlin dem Könige die Gestalt des

Herzogs, der sich darunter seiner Gemahlin vorstellte, als der Herzog wider des Königs Völker zu Felde lag. Die betrogene Dame nahm ihn in ihr Bette auf, und wurde mit dem **Artus** schwanger. Kurz darauf blieb der Herzog in einem Treffen, und der König heyrathete die schöne **Ygerne**, ohne ihr jedoch jemals jene Nachtbegebenheit zu erzehlen, als welches ihm **Merlin** ausdrücklich untersagt hatte. Er stellte sich vielmehr über ihre frühzeitige Schwangerschaft verwundert, und als sie vom **Artus** entbunden wurde, befahl die Königin, das Kind heimlich dem ersten Menschen zuzustellen, den man am Eingange des Saals finden würde: dieser Mann hieß **Anther**.

Uter starb ohne Nachkommenschaft, und da man nicht wußte, daß **Artus** sein Sohn war, so gab dieses zu einem anarchischen Interregno Anlaß, bis man in der Christnacht, vor der Thüre der Kirche einen marmornen Block mit einem eisernen Amboß fand, zwischen dem ein Schwerdt mit Gewalt geklemmt war. Die Krone wurde dem versprochen, der es herausziehn würde. Der Erzbischof wählte 201 handfeste Männer, die es vergebens versuchten; endlich kam **Artus**, und zog das Schwerdt mit leichter Mühe heraus, das hernach sein Leibschwerdt blieb, und **Escalibor** hieß, dem

nichts

nichts widerstehn konnte. Er wurde zum König ausgerufen, und hatte Anfangs vielen Streit mit einigen Baronen von Logres, die seine Wahl nicht wollten für gültig erkennen. Er besiegte sie aber alle, wobey sein Panier, ein eherner Drache, der Feuer spie, und einen ungeheuren Schwanz hatte, und ein Kunststück des Merlin's war, große Dienste that, denn es steckte das feindliche Lager in Brand, und verbreitete überall Furcht und Entsetzen. Nach vielen andern Siegen, wozu Merlin das seinige redlich beytrug, verschwand endlich der weise Zauberer, und ward nicht mehr gesehn. Gawin und die andre Ritter der Tafelrunde suchten ihn zwar allenthalben auf, aber alles Suchen war umsonst. Man hörte nur seine Stimme, in Nieder-Bretagne, im Gehölz von Brozeliand, aus einer mit Weißdorn verwachsener Grotte, wo er sich unsichtbar durch die Macht einer Bezauberung eingeschlossen findet, die er selbst seiner Freundin, Viviane, gelehrt hatte, und die, ohne daran zu glauben, es an Merlin, wider sein Wissen, versuchte. Es lief so unglücklich ab, daß nun weder Merlin noch Viviane selbst den Zauber wieder aufzuheben im Stand sind. Die berühmten Prophezeiungen dieses alten Magi sind besonders gedruckt, und von dem grundgelehrten Mönch Alanus ab In-

sulis mit Auslegungen begleitet worden, die zu Frankfurt am Mayn, unter dem Titel, Ambrosii Merlini Britanni Vaticinia 1608. herausgekommen sind. In neuern Zeiten ist Merlins Andenken von der Königin Carolina, durch Wiederherstellung seiner Grotte im Park zu Richmond, und durch Errichtung seines Brustbildes erneuert.

Unter den Kriegen des Königs Artus müssen wir den Beystand nicht vergessen, den er dem **Laodagant**, Könige von Carmelide, leistete, als dieser sich von dem Wüteriche **Ryon** angefallen und belagert sah. **Ryon** war so grausam, daß er beschloß, sich einen Mantel von den Bärten der Könige füttern zu lassen, die er besiegen würde. Er hatte mit dem Großaufseher seiner Garderobbe überschlagen, daß zum Futter eines guten und weiten königlichen Mantels vierzig Bärte erfordert würden, und da er bis jetzt nur fünf Könige besiegt hatte, so hofte er, daß Laodagant's Bart den sechsten ausmachen sollte. Allein **Artus** und seine Ritterschaft vereitelten seine Absichten so gut, daß sein Volk zerstreut und er selbst genöthigt wurde, als ein Flüchtling herum zu irren. **Laodagant's** schöne Tochter, die berufene **Genievra**, war der Preiß von König Artus Sieg; **Merlin** warb für **Artus** um sie bey ihrem Vater, und erhielt sie. **Genievra**, sagt der Romanzier war die vollkommenste und minnig-

lichste

lichste Prinzeßin auf der ganzen Erde; edler und zierlicher Wuchs, reizende Gesichtszüge, weißer aber belebter Teint, rosenrothe, lächelnde Lippen, Augen vom schönsten Himmelblau, ein Blick, feurig und stolz, und zuweilen zärtlich; das waren Vorzüge des Körpers, womit sie einen richtig denkenden und ausgebildeten Geist, und ein Herz verband, das gefühlvoll und mitleidig, aber der erhabensten Gesinnung fähig war. Das Hochzeitfest wurde im größten Prunk begangen. Unter andern zog ein Thurnier die Ritter von allen Höfen dahin. **Artus** selbst stritte darinn wider jeden Gegner. Er tödtete einen ausfodernden, unbekannten Ritter, den man hernach für den König **Ryon** erkannte, der die Schmach seines Siegs zu rächen gekommen war. Unter seinem Harnisch fand man noch den Mantel mit den fünf Königsbärten. König Laodagant sprach diesem Barbaren die Ehre des Begräbnisses ab, stand sie aber den traurigen Ueberbleibseln der Fürsten zu, die die Opfer seiner Grausamkeit gewesen waren.

Kurz zuvor, ehe **Artus** mit seiner Gemahlin in seine Staaten zurückreisete, trug sich eine Begebenheit zu, aus der man in dem Augenblick wenig machte, die aber in der Folge große Unruhen verursachte. In der Stadt Karmelide lebte ein schönes Mädchen, das die vollkommenste Aehnlichkeit mit der Königin

Genievra hatte. Einige Großen, die über Artus Glück eifersüchtig waren, nahmen sich vor, dieses Mädchen der wahren Genievra unterzuschieben, die sie zu entführen gedachten. Aber Merlin's tiefe Wissenschaft und Wachsamkeit vereitelte ihre Anschläge, und die Verschwornen ergriffen die Flucht. Dies neue Ehepaar reisete nach Brittannien ab, wo es bey seiner Ankunft die runde Tafel fand, die durch die Kunst des Zauberers dahin gebracht worden war. Diese Tafel verbreitete Artus Ruhm in alle Theile der Welt. Die Könige von Irrland, Schottland, Norwegen, Dännemark, und noch viele andre große Fürsten und Herren kamen zu den Füßen von Artus Thron. Selbst Pharamund, der Beherrscher der Franken, und der Sieger von Gallien, stritte als unbekannter Ritter in den Thurnieren, und bewies sich so tapfer und zugleich so höflich gegen die Damen, daß man ihm einen Platz an der Tafelrunde nicht abschlagen konnte. Erst nach seiner Abreise erfuhr man seinen Namen, den er versiegelt unter den Händen der Chronikenschreiber des Ordens zurückgelassen hatte.

Die Eroberung des Sanckt Graals oder heiligen Napfs, beschäftigte nun den Artus am meisten. Aber, nach den Orakelsprüchen, konnte diese kostbare Reliquie nur von einem

Ritter erobert werden, der sein ganzes Leben durch seine Junggesellenschaft unbefleckt erhalten hatte. Unter allen Helden am Hofe des Königs fand sich ein einziger Ritter, Perzeval, der sich dieses seltnen Vorzugs rühmen konnte. Er wurde zum Anführer ernannt, und die heilige Reliquie fiel in seine Hände. Das Nähere dieser berühmten Eroberung macht den Gegenstand zweyer Romane aus, wovon der eine la conquête du Saint-Gréal, und der andere le Roman de Perceval le Gallois überschrieben ist.

Aber unterdessen daß ein Theil der Ritter mit dieser Expedition beschäftigt war, empfanden Artus und die zurückgebliebenen die lebhafteste Unruhe. Der König hatte einen Brief erhalten, der Genievra, Tochter des Königs Laodagant, unterzeichnet war, und worinn die Verfasserin behauptete, sie sey die wahre Genievra, und die Königin nur eine untergeschobene. Unsre Leser werden sich gleich des Mädchens erinnern, das der Genievra so gleich sah, und dessen oben Meldung geschehn ist; allein Artus muthmaßete den Betrug nicht, überließ sich ihm eine Zeitlang, nahm die falsche Genievra auf, und verschloß die wahre in eine Burg, wo sie allen Muth, Eifer und Fertigkeit des Lanzelot vom See

nöthig hatte, um ihre Unschuld an den Tag zu bringen. Diese interessante Geschichte behalten wir uns vor, unsern Lesern unter den Begebenheiten des Lanzelot's zu erzehlen. Endlich wurde die schöne und wahre Genievra gerechtfertigt, und es ist weltkündig, welches zärtliche Gefühl von Dankbarkeit sie gegen den Lanzelot behielt, und wovon der brave Ritter die Beweise mit aller der Verschwiegenheit empfing, die die Gesetze der Tafelrunde bey den Gunstbezeigungen der Damen heischten.

Friede und Eintracht herrschten wieder an dem Hofe des Artus, aber nicht lange. Mordret, der Sohn des Artus, die Frucht eines unglücklichen Irrthums dieses Königs und der schönen Königin von Orkanien, bemächtigte sich des Thrones des Königs Loth, zum Nachtheil Gawin's, des ältesten Sohnes, und seiner beyden Brüder. Artus vertheidigte die Rechte seiner Neffen, wider diesen unwürdigen Sohn, zu dessen Fahnen sich alle die schlugen, denen der Eintritt in den Orden der Tafelrunde versagt worden war, weil es ihnen an den nöthigen Eigenschaften fehlte. Ein Theil der Ritter war mit Perzeval auf die Eroberung des heiligen Napfs aus. Der Rest wehrte sich mit einer Tapferkeit, die ihrem Rufe, ihren Thaten, und

ihrem Orden angemessen war. Aber nach unerhörten Gefechten und unglaublichen Thaten, unterlag **Artus** und seine Ritterschaft. Die Sarazenen, die den Mordret unterstützten, drangen bis zu dem Trupp, den **Artus** anführte. Er wurde von der Menge überwältigt, und tödlich verwundet. Sein getreuer Knappe, **Gaifled**, nahm, nachdem er sah, daß er todt war, sein gutes Schwerdt, **Escalibor**, und warf es in einen See, wo es nicht wieder herausgekommen ist. **Bliomberis**, **Lyonnel**, und so viel andre blieben in dem Gemetzel, das darauf erfolgte. **Lanzelot vom See** hatte, während das dieses vorging, das Bataillon angegriffen, bey dem sich **Mordret** in Person befand, und nachdem er es in die Flucht getrieben, und bis an den Strand gejagt hatte, traf er auf **Mordret**, stieß ihm das Schwerdt durchs Herz, vertilgte alle Kriege des Treulosen, und kehrte siegend zu **Artus** Gezelten zurück. Wie groß war seine Betrübniß, als er das Schicksal dieses Fürsten erfuhr. In seiner Verzweiflung griff er die noch übrigen feindlichen Haufen an, und ließ keinen entrinnen. Der König und die gebliebenen Ritter erhielten ein ehrenvolles Begräbniß, und Prinz **Constantin**, der nächste Kronerbe, wurde in Besitz des Königreichs eingesetzt.

Hätte

Hätte die schöne Genievra in der Welt und auf dem Throne bleiben wollen, so ist kein Zweifel, daß Lanzelot sie nicht darauf geschützt, und ihn mit ihr getheilt haben würde. Aber diese Prinzeßin ging in ein Kloster, und dieses war ein Gesetz zur Nachfolge für ihren wackern und erlauchten Ritter. Er wurde ein Einsiedler, und sein Bruder, Hektor von Mares, der ihm in seinem Sieg über den Mordret geholfen hatte, theilte seine fromme Entschließung. Perzeval, der von der Eroberung des heiligen Napfs mit Ehren gekrönt zurückkam, ergriff kurz darauf dieselbe Parthey. Arrodian, der Chroniken- und Geschichtschreiber der Tafelrunde, endigte seine Geschichte und Protocolle, und flüchtete in die nemliche Einsiedeley.

Dies ist die kurze Geschichte der Tafelrunde, von der wir noch die Leben einiger berühmten Ritter in den folgenden Theilen ausziehen wollen, die unsre Leser sehr unterhaltend, und unterhaltender als diesen Aufsatz finden werden, der nur Exposition war. Uebrigens; „so wie an der ganzen Geschichte des Königs Artus und der Tafelrunde, sagt Herr Wieland, so ist auch an der Geschichte des Merlin's unstreitig etwas wahres; aber was daran wahr ist, von dem Fabelhaften scheiden zu wollen, möchte wohl vergebliche Mühe seyn.“

II.

Volks-Romane.

Des durch die ganze Welt beruffenen Erz-Schwarz-Künstlers und Zauberers D. Johann Fausts, mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abentheuerlicher Lebens-Wandel, und mit Schrecken genommenes Ende, aufs neue übersehen, in eine beliebte Kürze zusammengezogen, und allen vorsetzlichen Sündern zu einer herzlichen Vermahnung und Warnung zum Druck befördert, von einem Christlich Meynenden. Frankfurt und Leipzig. 8.

Geschichte des Romans.

Es wäre unverzeihlich gewesen, wenn wir den Anfang dieser Rubrik nicht mit dem ehrlichen D. Faust gemacht hätten, dessen erbauliche Geschichte eines der ersten Handbücher des gemeinen Volks ist, und in der Nürnberger Fabrik dieser Brochüren das Zeichen Num-

mer 2. führet. Sie ist sogar ins französische übersetzt, und hat den französischen Gelehrten so viel zu Lachen gemacht, als unsern vaterländischen. Einige der ersten Köpfe der letztern sind bemüht gewesen, sie auf die Bühne zu bringen, wo sie schon seit undenklichen Zeiten in sehr unregelmäßiger Gestalt sich befand. Leßings Doktor Faust war der erste; Scenen davon stehen in den Litteratur-Briefen: Der Maler Müller hat von dem seinigen eine Situation drucken lassen, aber Göthens Faust ist noch ganz Handschrift; die Romanze und einige andre Lieder darinn sind von dem Herrn Kammerherrn von *** zu Weimar in Musik gesetzt. Keiner von allen diesen Doktor's Fausts ist also vollendet oder dem Publikum vorgelegt. „Wir wollen sehen, sagt einer von ihren Verfassern, welchen der Teufel hohlen wird!" — — Des Grafen Hamilton Erzählung: l'enchanteur Faustus, wünschte ich vom Herrn Mylius mit der ihm eignen Laune, unsrer Sprache einverleibt zu sehn.

Der Roman.

Johann Faust wurde in dem Anhaltischen Flecken Sondwedel von frommen aber armen Bauersleuten geboren. Er hatte zu Witten-

berg

berg einen reichen Vetter, der ihn erziehen ließ, und nach Ingolstadt auf die Akademie schickte, wo er es mit seinem fähigen Kopf sehr weit brachte. Allein auf einmal vertauschte er seine theologischen Studien mit der Arzeneykunde; und da er einen Gefallen an dem damals in Mode gehenden Seegensprechen, Teufelsbannen, Nativitätstellen und so weiter fand, so gesellte er sich gerne zu Zigeunern und andern in diesen „leichtfertigen“ Künsten bewanderten Leuten, und versäumte nie, an hohen Festtagen, wenn die Sonne aufging, das crepusculum matutinum zu gebrauchen. Er setzte sich auch bald in den Ruf eines guten Prognostikanten und geschickten Kalenderschreibers, und erhielt nach drey Jahren die Doktorwürde. Sein Vetter starb bald darauf, und als sich Faust in dem Besitz seines Vermögens sah, so ergab er sich allen Ausschweifungen; und so nahm sein Geld sehr geschwinde ab. Er sann daher auf Mittel, sich durch ein teuflisches Bündniß vor dem Mangel zu sichern. Er kaufte alle Astrologische, Chiromantische, Nigromantische und dergleichen Schriften auf, von denen man auch nach seinem schrecklichen Tode eine große Sammlung vorfand; und entdeckte, als er seine Geburtsstunden, und den

damaligen Einfluß der Sterne untersuchte, daß die Geister ihm besonders gewogen wären. Was ihn noch mehr darinnen bestärkte, war, daß er etlichemal nacheinander in seiner Stube einen seltsamen Schatten an der Wand vorüberfahren, und des Nachts hin und wieder viele Lichter bis an sein Bette, gleichsam fliegen, sah, auch öfters leise Stimmen hörte. Doch hatte er nicht das Herz, diese Geister anzureden, sondern hoffte durch das Crystallglas, das er von dem damals berühmten Crystallseher, Christoph Hayllingern, erhandelt hatte, noch mehr Licht zu bekommen. Endlich begab er sich bey heiterm Tage an seinem Kreuz- oder Scheideweg, wo fünf Straßen zusammenstießen, und brachte daselbst den Nachmittag zu, worauf er seine Zaubercirkel und Reife verfertigte, und nachdem er sich in den mittelsten Cirkel gestellet, um Mitternacht im Speßart-Walde seine Beschwörungen anhub. Hier jagte ihm eine feurige Kugel, die nah am Kreys zersprang, dann ein ungeheurer Sturmwind, und schnellvorbeyrennende Wägen, die ihn mit Staub über und über bedeckten, eine solche Furcht ein, daß er sich gern weit davon gewünscht hätte. Doch endlich sah er, wider alles Verhoffen, ein Gespenst um den Kreys wan-

wandern, dem er zurief: „Ob es ihm dienen wolle oder nicht;“ welches der Geist zu thun versprach, wenn Faust einige Punkte eingehn würde, worüber sie sich Morgens in Fausts Hause des nähern bereden wollten. Hierauf zertrat Faust seine Cirkel, und ging, in Erwartung kommender Dinge, nach Hause.

Um Mittag erschien der Geist in Fausts Zimmer, und nahm seinen Platz bey dem Ofen. Auf Fausts wiederholte Beschwörungen kam er endlich in Gestalt eines Menschenkopfs, mit „einem tiefgebeugten Reverenz“ zum Vorschein. Faust ereiferte sich, daß er nicht näher treten wollte, und drohte mit noch härteren Beschwörungen, welches dem Argen unangenehm zu seyn schien, denn er gehorsamete den Augenblick. Das ganze Zimmer wurde voll Feuer, und man erblickte den Geist zwar mit einem Menschenkopf, aber am Leibe so zottigt, wie ein Bär, daß auch Faust genöthigt war, ihn zu bitten, sich wieder hinter dem Ofen zu begeben. Hierauf frug er ihn, ob er nicht eine weniger abscheulichere und greulichere Gestalt annehmen könne? dies läugnete aber der Geist, weil er kein Diener, sondern ein Fürst der Hölle sey. Doch versprach er, ihm einen an-

dern Teufel zu schicken, der, als Mensch verkleidet, erscheinen sollte. Jezt schlug er ihm folgende Punkte zum unterschreiben vor. 1. Gott und allem himmlischen Heer abzusagen. 2. Aller Menschen Feind zu seyn, sonderlich derer, so ihn seines bösen Lebens wegen würden strafen wollen; 3. worunter fürnehmlich die Geistlichen gehören, denen er nicht gehorchen, 4. und zu keiner Kirche gehen, noch Sakramente gebrauchen, 5. wie auch den Ehestand hassen, und sich weder in denselben einlassen, noch gar ihn ehelich vollziehen sollte. Zur Vergeltung wolle er ihm alle nur ersinnliche Lust seine ganze Lebenszeit hindurch verschaffen, und zu dem erfahrensten und berühmtesten Manne machen. Der Geist verschwand; **Faust** öfnete sich eine Ader, und schrieb mit seinem Blute und seiner Hand den Vertrag, worinn er obige Punkte einging, und sich auf 24. Jahr „dem irrdischen Gott, den die Welt den Teufel zu nennen pflegt,“ dergestalt zu eigen ergab, daß der Teufel, nach Verlauf dieser Zeit, dieses sein Unterpfand, Leib und Seele, angreifen, und darüber zu schalten und zu walten Macht hätte, ohne daß weder ein Lehrer des Worts Gottes, noch Fausts Bekehrung, oder die heilige Schrift ihn daran verhindern sollten. Die

Schrift

Schrift war kaum trocken geworden, so hohlte sie Beelzebub auch schon, in einer ganz besondern Gestalt, ab, und versprach nochmals, den schon erwähnten, erfahrnen und gelehrten Geist zu schicken, dieser stellte sich auch des Abends ein, und beschwerte sich gegen Faust, nachdem ihn dieser sich setzen geheißen, warum er ihn aller Herrlichkeit beraubt, und zu einem Menschenkinde gemacht habe? Doch weil er ein Spiritus familiaris, und gern in Gesellschaft der Menschen sey, auch seinen Obern Gehorsam leisten müsse, so wolle er ihm getreulich dienen, und sollte er nur, wenn er seiner benöthigt wäre, Mephistophiles, rufen; er werde nicht weit seyn. Einen Famulum könne er neben sich leiden, aber keine Magd nicht. Mit dem allen war Faust anfangs sehr wohl zufrieden, allein bey dem zweytenmale wollte er mißtrauisch werden, und dem Geist sogar ein Schellchen anhängen, damit er ihn konnte kommen hören. Dies stand aber jenem nicht an, und er widersetzte sich so nachdrücklich, daß Faust gelindere Saiten aufzog.

Nun fing der Doktor sein voriges Wohlleben mit neuen und unerschöpflichen Hülfsmitteln an. Er durfte nur von dem, was er

brauchte, ein Verzeichniß Abends zuvor auf dem Tisch legen, so fand er alles den Morgen zur rechten Zeit. Er unterhielt sich sehr oft mit Herrn Mephistophiles von der Beschaffenheit der Geister, dem Zustand der Verdammten ꝛc. wovon dieser, als ein erfahrner und gelehrter Teufel, sehr wohl und gründlich zu sprechen wußte, und dadurch Fausts Seelen-Kummer noch vermehrte, der sich aber doch nicht zur Buße und Umkehr von seiner Ruchlosigkeit entschließen konnte. Er ergötzte sich vielmehr an den Wunderwerken, die er durch seine teuflische Beyhülfe bewerkstelligte. Einige Zimmer waren mit den auserlesensten Singvögeln, andre mit vielem seltenen Geflügel von außerordentlicher Schönheit angefüllt. Er hatte einen prächtigen Lustgarten anlegen lassen, der mit den ausgesuchtesten Gewächsen und Blumen Jahr aus Jahr ein prangte, und wo die Bäume verschiedene ihrer Natur ganz entgegengesetzte Früchte trugen: Z. B. ein Birnbaum zugleich Birnen und Datteln u. s. w. Diesen Park aber bekamen nur wenige seiner vertrautesten Bekannten zu sehn. In Astronomie, Rechenkunst, Calenderprophezeyungen, Nativitätstellen kam ihm kein Mensch gleich. Jedermann, Fremde und Innländer, frugen ihn

um

um Rath, und seine Reden und Schriften galten für Orakel. So prophezeyte er dem Prälaten, Azzolini, zu Pavia, daß er Kardinal werden würde, und dieser schickte ihm hernach zur Erkenntlichkeit 200 Kronen.

Er bediente sich außerdem seiner Kunst sehr oft zu lächerlichen und lustigen Streichen, von denen wir einige abschreiben wollen. So fuhr er auf seinem berufenen Mantel, mit drey jungen Baronen, auf das fürstliche Beylager nach Münster, und brachte sie glücklich hin und zurücke, außer einen, der das versprochene Stillschweigen gebrochen hatte, und sich bedankete, als man ihm das Handwasser, dem damaligen Gebrauch nach, auf fürstlichen Befehl reichte. Er mußte also zurückbleiben, und ins Gefängniß wandern. Den andern Morgen aber kam D. Faust, zauberte die Wache in Schlaf, öffnete Schloß und Riegel, warf seinen Mantel um den schlafenden Freyherrn, und brachte ihn durch die Luft nach Wittenberg zu seinem Vetter zurück, der ihn ansehnlich davor beschenkte.

Da sich Mephistophiles weigerte, ihm so viel Geld zu schaffen, als er verlangte, so mußte er auf andre Mittel sinnen, welches zu bekommen.

men. Er betrog also Juden und Christen. Einem Roßhändler verkaufte er ein Pferd mit dem Befehl, es vor Verlauf zweyer Tage nicht in die Schwemme zu reiten. Der Roßhändler that es demohngeachtet, und wäre beynahe ertrunken, weil sein Roß auf einmal zum Strohwisch wurde. Ergrimmt lief er zum Faust, den er schlafend antraf, und zog ihn am Fuß, um ihn zu wecken; allein der Fuß blieb ihm in der Hand, und der Roßkamm, für Schrecken fast des Todes, lief auf und davon.

Faust sah zu Leipzig mit einigen seiner Freunde den Weinschrötern zu, wie sie vergebens bemüht waren, ein ungeheures Faß aus dem Keller heraufzuschroten. Faust und seine Gesellschaft trieben ihr Gespötte darüber, und lachten sie mit ihrer Ohnmacht aus. Die Schröter geriethen in Zorn, und der Herr des Kellners forderte jene auf, es besser zu machen, mit dem Zusatze, ihnen das Faß Wein zu schenken, wenn sie es aus dem Keller zu schaffen im Stande wären. Faust ging sogleich die Wette ein, setzte sich aufs Faß, und ritte es, wie ein Pferd, die Treppe herauf. Dies gab Gelegenheit zu folgenden Versen, die noch allen Handwerkspurschen als das Wahrzeichen von Leipzig bekannt sind.

Der Doctor Faust zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist,
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Mutter-Kind;
Hat's durch seine subtile Kunst gethon,
Des Teufels Lohn empfangen davon.

Anno Domini MXXV.

Zu Wien gab er vielen Freunden ein herrliches Festin, in einem prächtigen Pallast. Die Gäste tanzten, trunken und waren frôligen Muths; wie es aber gegen Nacht kam, fingen sie alle an einzuschlafen. Beym Erwachen lagen sie im Galgen, und unter lauter Todesgebeinen der Gehangenen. — Die Helden in Homers Heldengedichten citirte er alle in verschiedener erfurtischer Studenten Gegenwart; den Beschluß machte Polyphenus, der an dem Schenkel eines Kindes zu nagen schien. — Dem Kayser Maximilian that er ein gleiches zu Inspruck. Er zeigte ihm Alexander den Großen und seine Gemahlin. „Erstrer erschien, sagt unser Geschichtschreiber, in einem köstlichen Harnisch, und machte dem Kayser einen tiefgebückten Reverenz, die andre aber hatte ein himmelblaues mit orientalischen Perlen gesticktes Stück an, und die im Leben gehab-

gehabte Warze noch am Halse.“ — Einem Bauer, der ihm nicht ausweichen wollte, verschluckte er ein halbes Fuder Heu, und doch behielt jener so viel, als er haben sollte. — Einem gottesfürchtigen Nachbar, der ihn zur Bekehrung ermahnte, bannte er einen Kobold ins Haus, und ein gleiches Schicksal traf zu Gotha einen Wirth, Valentin Hohenmeyer, als dieser ihm wegen zu genauer Bekanntschaft mit seiner Frau das Haus verbot. — Zu Wien wettete er mit einem Schiffer, daß er das Schiff durch einen Affen die Donau hinauf ziehen wollte, ließ die Pferde abspannen, und gewann die Wette. — Einem Edelmann, der in der Türkey gefangen war, und dessen Braut auf ein falsches Gerücht von seinem Tode sich vermählen wollte, ließ er durch einen Geist aus der Türkey abhohlen, und vereinigte ihn mit seiner Geliebten. — Ein andermal gab er ein Traktament, und als einer der Gäste einen Kalbskopf, der auf der Tafel stand, vorlegen wollte, so fing der Kopf auf einmal zu schreyen an: „Mord! Hülfe! was hab' ich dir gethan?“ — Einem armen Predigerssohn, Christoph Wagner, dessen Verschlagenheit und guter Verstand ihm bekannt war, nahm er zum Famu-

tum an, und beredete ihn, sich auch einen Geist, Namens Auerhahn, mit Leib und Seele zu verschreiben. Diesem Wagner vermachte er in der Folge alle seine Haabe und Gut, alle seine Bücher und Schriften, und ermahnte ihn fleißig darin zu lesen, trug ihm auch auf, sein Leben zu beschreiben, sobald er die Welt verlassen haben würde.

Faust verliebte sich in eine schöne und arme Magd, die ihm aber, außer der Ehe, nichts erlauben wollte. Er entschloß sich also, sie zu heyrathen, und da dieses gegen den fünften Punkt des Kontrakts war, so gerieth er mit dem Geist hart zusammen, hofte aber immer noch mit seinem Kopf durchzudringen. Allein als alle Angeln an den Thüren zersprangen, und das Haus voller Feuer stand, so ward der arme Doktor genöthiget, sich vor dem Teufel zu demüthigen, und um gutes Wetter zu bitten, welches er auch, unter Angelobung eines bessern Gehorsams, erhielt. Kurz darauf führete ihm der Geist, aus sonderbarer Gnade, die schöne Helena, die vor Zeiten in Troja so viel Unheil angerichtet hatte, zur Beyschläferin zu,

mit

mit der Faust auch einen Sohn zeugte. Aber Mutter und Sohn verschwanden nach dem entsetzlichen Ende des unglücklichen Doktors, wie wir gleich erzehlen werden.

Die vier und zwanzig Jahre waren bis auf einen Monat verlaufen, und nun erschien der Fürst der Hölle, kündigte ihm den Dienst auf, und hielt ihm sein Verbrechen vor. Damit er ihm aber nicht die Schuld seiner Verdammniß zuschreibe, so citirte er ihn zugleich vor das strenge Gericht Gottes, da Red und Antwort zu geben, ob er kein Recht an dem, ihm mit seinem Blut verschriebenem, Pfande habe. Faust wollte für Angst und Gram vergehen, und ob ihm gleich der Teufel und Mephistophiles selbst zuredeten, und ihm vorstelleten, daß seine Traurigkeit das Herz nur noch mehr beschwere, auch sein eigener Famulus ihm noch einige Hofnung zur Seeligkeit machte, und deswegen insgeheim einen gelehrten Magister hohlen ließ; so fruchteten doch weder des Geistlichen Zuredungen, noch die Sprüche aus der heiligen Schrift, die Faust zur Erbauung nachlas, sondern der Teufel wußte ihm immer mehr in seiner Kleinmuth und Zweifel an Gottes Gnade zu be-

stärken, so daß die Zeit bis auf vier und zwanzig Stunden ohngenutzt verstrichen war.

Des Morgens ließ D. Faust den Magister und einige seiner vertrautesten Freunde auf das Dorf Rimlich einladen, bewirthete sie daselbst herrlich, und bat sie, des Nachts auf diesem Dorf zu bleiben. Nach dem Abendessen erzehlte er ihnen die Geschichte seines Bunds mit dem Teufel, und welch' Schicksal ihm jetzt bevorstehe. Er empfahl ihnen, sich an seinem Beyspiel zu spiegeln, nahm Abschied, und bat sie, seinen Leib, wo sie ihn finden würden, zur Erde zu bestatten. Um Mitternacht erhub sich ein solcher Sturmwind, daß das ganze Haus davon wankete, und sich niemand im Bette sicher traute. In Faust's Stube aber hörte man ein gräuliches Zischen und Pfeiffen, als ob lauter Schlangen und Ottern darinn wären, imgleichen ein gewaltiges Schlagen, Stoßen, Hin- und Wiederwerfen, wobey Faust „Zeter und Mordio" schrie. Den Morgen darauf sah man Tisch, Wände und Bänke mit Blut und Gehirn besudelt, auf der Erde lagen die Zähne, und der Körper auf einem nahen Misthaufen zerschmettert, und an allen Gliedern zerbrochen. Die Gäste, Faust's

letztre

letztre Bitte eingedenk, bestachen den Wirth und Pfarrer, und nachdem sie den Leichnam in eine Leinwand genäht hatten, ließen sie ihn beerdigen. Allein bey dem Begräbniß erhub sich ein solcher Sturm, daß alle Anwesende gleich muthmaßeten, der Todte müsse eben nicht die seeligste Fahrt von hinnen genommen haben.

III.

Deutsche Romane.

Des Herrn von Loen redlicher Mann am Hofe, oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera. Ulm 1760.

Geschichte des Romans.

Johann Michael von Loen stammte aus einem der ältesten niederländischen Geschlechter her, und ward 1694. zu Frankfurt am Mayn geboren; studierte zu Halle und Jena, und ging hierauf auf Reisen. Er reiste vielfältig und lang. Seine Anverwandten drangen oft in ihn, bey einem großen Herrn in Dienste zu treten, er schlug's aber immer aus; seine Freyheit war ihm zu kostbar. Der Tod seines Großvaters, von dem er ein sehr ansehnliches Vermögen erbte, setzte ihn in die völligste Unabhängigkeit. Er überließ sich seinem Triebe, Menschen kennen zu lernen, von neuem; begann wiederum zu reisen. Seine Gesundheit war aber zu erschöpft, als daß er das lang' aushalten können; er zog sich bald nach seiner Vaterstadt zurück. Hier lebte er in der

philosophischsten Ruhe, und genoß mehr Ansehn, allgemeinere Hochachtung, als die glänzendsten Ehrenstellen würden bewirkt haben. Seinen Sommersitz hatte er auf einem der angenehmsten Landgüter, das er unfern der Stadt besaß; Ergötzlichkeiten fand er, wo er nur hinblickte, er lebte das wahre goldne Zeitalter.

Ein solch seeliges Loos gegen das gewühlvolle Geschäftsleben zu vertauschen, so weit hätt' ihn wohl nie jemand gebracht, wär's nicht ein solcher Mann gewesen, wie **Kocceji**, und wär's nicht ein solcher König gewesen, wie **Friedrich**, dem er dienen sollte, der seinen Dienern auf's wenigmöglichste ihre Abhängigkeit fühlen läßt. **Kocceji** also, der damalige Groskanzler des Königs von Preußen, der mit den lautesten Lobsprüchen bereits geäußert, wie ungemein er ihn ehrte, brachte ihn dahin, daß er 1753. die Präsidentenstelle zu Lingen annahm.

Er starb 1776. in einem Alter von zwey und achtzig Jahren, bedauert von jedem, der ihn gekannt, und wahres, großes Verdienst zu schätzen wußte; bewundert sogar von seinen Feinden und Neidern; berühmt in der gelehrten Welt durch viele theologische, moralische, statistische und juristische Schriften.

Sein

Sein Roman, Graf von Rivera, der 1740 zu Frankfurt am Mayn an's Licht trat, verschiedene Auflagen erlebt hat, und nachher in's Holländische ist übersetzt worden, und von dem wir jetzt einen Auszug vorlegen wollen, gehörte wegen des edlen Zwecks, den er sich darin vorgesetzt, „die Ehre der Tugend zu retten, und eine gute Sittenlehre unter erdichteten Bildern andern in die Hände zu spielen," schon zu seinen vorzüglichsten Schriften, wenn auch gleich die Mittel, deren er sich zur Erreichung dieses Zwecks bedient, lange nicht so gut gewesen wären, als sie wirklich sind.

Herr von **Loen** fand die Romane, diesen so angenehmen Zweig der Geschichte, in die unglücklichsten Hände gefallen; entweder in die Hände erklärter Sittenverderber, oder geistloser Köpfe, die Wochenblattsmoral mit vollen Händen queerfeldein streuten, und die von der Kunst, einen Roman herzinteressant zu machen, nicht das mindeste verstanden. Er hatte die berühmtesten Romane der Engländer gelesen und gesehn, daß gar andre Erzte aus der Grube an den Tag gefördert werden könnten, als seine Landsleute bisher hervorgezogen. Er ward die schädlichen Folgen gewahr, die das Romanlesen bey seinem Volke gehabt, und beschloß, eben

das, was sie vergiftet, zum heilsamsten Gegengifte zu machen. Richardsonen nahm er zum Vorbild; so lang sich dieser an die Natur hielt, folgt' er ihm, wenn er aber nur im mindesten davon abwich, Dinge hinstellte, die er blos nach seiner Idee geknätet, verlies er ihn, griff nach dem Thon, der vor ihm lag, und knätete daraus Geschöpfe, wie sie unter Gottes lieben Himmel herumwandelten. Wegen der Natürlichkeit, die Personen, Geschichte und Styl bey ihm haben, wegen des überall durchschimmernden Menschengefühls, und wegen der meistentheils glücklich untergestreuten moralischen und politischen Betrachtungen verdient sein Graf Rivera immer einen ansehnlichen Platz in unsern Bibliotheken. Der Mann, der, wie er that, frey spricht, wie ihm um die Brust ist, mit Wärme für die Rechte der Menschheit und Tugend kämpft, kühn die Maske dem Afterweisen abreißt, und dem After-Religionseyfrer, dem Staublecker seinen sklavischen Rücken wund geißelt, den Frevler brandmarkt, ohne sich um Stern und Ordensband zu kümmern; der Mann, behaupt' ich, oder keiner, ist es werth, eine ansehnliche Stelle unter den Lehrern des Volks einzunehmen, mit oben an in den Tempel des Verdiensts gestellt zu werden.

Der

Der Roman.

Graf Rivera, dessen Seele eben so schön gebaut, wie sein Körper, kehrt von seinen Reisen zurück, und geht auf seine Güter, wo er sich ganz selbst zu leben beschließt. Der König von Aquitanien ernennt ihn zu seinem Kammerherrn. Dem Grafen geht's nahe, seine liebe Einödc verlassen, und an den Hof gehn zu müssen, an einen Hof zumal, wo's so zügellos hergeht, wie am Aquitanischen. Er fühlt sich überdieß gar nicht fürs Hofleben geschaffen. Spricht darüber mit dem Herrn von Bellamont, der fast von Jugend auf am Hofe gewesen. Dieser zeigt ihm durch sein Beyspiel, daß man auch als braver Mann am Hofe fortkommen könne, und beredet ihn, ja an den Hof zu gehn. Der Graf thut's; sträubendes Herzens entlassen ihn seine Schwestern und Mutter. Karakterisirung des Königs, und seines ersten Ministers, beyher wird zugleich ein Blick auf den Aquitanischen Staat gethan, der unter dem äußersten Druck sich befindet, ganz zerrüttet ist. Den Grafen gereut's, an einen solchen Hof gegangen zu seyn; er vermeynt, an selbigem nichts ausrichten zu können. Indem er hierüber spekulirt, verirrt er sich im Walde, worinn er herumspaziert, und stößt auf einen Einsiedler.

Geschichte des Einsiedlers. **Pandoresko**, so heißt er, hat Aeltern, die vollkommen Welt (im schlimmen Sinne) haben; er bildet sich auch bald zum Weltmann, d. i. wird ein frecher, zotenreißerscher, h**der, irreligiöser Witzling. Mit einigen seines Gelichters treibt er zur Karnevalszeit argen Unfug; seine Gefehrten werden in Haft genommen; er rettet sich durch einen glücklichen Sprung aus dem Fenster. Es steigen ihm Skrupel über seine bisherige Lebensart auf. Er entweicht aus seiner Vaterstadt, und nimmt bey dem König von Licatien Kriegsdienste, festgesonnen, seine Sitten zu ändern. Es geschieht aber nicht. Er giebt ihnen blos einen Wohlstands-Anstrich; wird ein falscher Spieler; ersticht einen Officier, der ihm vorgezogen worden, muß deshalb flüchten; begiebt sich an dem aquitanischen Hof, wirft sich in's juristische Fach, macht sein Glück, weil er braver Rabulist und Erzhofmann ist. Durch Aerger und gebrannte Wasser bringt er seine Frau, die er wegen ihrer Frömmigkeit und Zucht nicht leiden kann, in's Grab. Er lernt eine schöne Dame kennen, die ihn ganz bezaubert; deren Liebe er nicht anders zu gewinnen weiß, als daß er sich stellt, als wollte er ein tugendhafter und frommer Mann werden. Aus dem Stellen aber wird Ernst. Er fällt in eine Herzens-

zenszerknirschung; flieht mit einemmahle Hof, Welt, ja sogar seine Verlobte; begiebt sich in eine Einsiedeley, woselbst er durch die Lehren eines alten Franziskaners unterstützt, ein sehr andächtiges Leben führt. Sein Beyspiel wirkt auf die Königinn, sie läßt eine Einsiedeley erbauen, worinn sie ihre meiste Lebenszeit zubringt. Seine Braut wirft sich in ein Kloster. — — —

Der Graf wird durch seinen Freund, den Herrn von Ridelo, aus der Einsiedeley abgeholt. Er faßt den festen Entschluß: sowohl guter Hofmann zu seyn, als rechtschafner Christ.

Gräfinn von Monteras, Base des ersten Ministers, verliebt sich in den Grafen von Rivera. Eine junge trefliche Dame. Sie besitzt all die geistigen und körperlichen Verdienste des Grafen, aber in noch höherm Grade. Weiber, wie bekannt, ragen immer über uns hervor, im Guten sowohl, als im Bösen. Der Graf fühlt die brennendste Neigung zu ihr, strebt aber, sie zu unterdrücken, weil er wahrnimmt, daß der König sein Nebenbuhler ist, obgleich nichts minder, als ein begünstigter. Wenn sie den Grafen nie gesehn, könnte sie vielleicht dem Könige gewogen werden, gesteht

die junge Gräfinn ihrer Vertrauten, so aber sey's unmöglich. Der König wendet alles an, ihr zu gefallen; änderte sogar ihretwegen seine bisherige zügellose Lebensart; wird von ihrem Oheim aufs kräftigste unterstützt, der eine Verbindung seines Hauses mit dem königlichen herzlich wünscht. Schlägt alles nicht an; die Gräfinn bleibt kalt. Der Graf von Rivera hat unwissend eine neue Erobrung gemacht; eine Herzoginn von Salona, eine Wittwe, die noch frische Schönheit hat, aber ein schlechtes Herz, und wenig Geist. Der Graf begegnet ihr mit Kälte. Sie wird darüber aufgebracht, und da sie entdeckt zu haben glaubt, daß ihr die Gräfinn von Monteras im Wege sey, und vom Grafen wieder geliebt werde, sucht sie diese Liebe zu zernichten.

Der Graf fällt in die tiefste Schwermuth, weil er genöthigt wird, seine Neigung der Leidenschaft seines königlichen Nebenbuhlers aufzuopfern. Dieser beehrt ihn mit den größten Gunstbezeigungen, und erwählt ihn (weil er glaubt, er vermöge am meisten über die junge Gräfinn von Monteras) zum Vorsprecher in seiner Liebe bey dieser Dame. So peinlich es seinem Herzen auch fällt, sucht er alles hervor, die Gräfinn für den König einzunehmen. Es mis-

mislingt ihm. Ein Kammerdiener des Königs hat seine Unterredung mit der Gräfinn belauscht, nur zur Hälfte belauscht, und noch dazu mit Augen des Hasses gesehn. Er eilt zum Könige, und berichtet ihm, der Graf betriebe seine Sache, und nicht die Sache Ihro Majestät. Dieser wird äußerst aufgebracht, will ihn in der ersten Wuth tödten, läßt sich aber durch den Herzog von Sandilien besänftigen, der den Grafen ohne Aufsehn zu bestrafen verspricht. Er schickt ihn auf die Festung. Ein empfindlicher Schlag für seine Geliebte. Sie fällt in eine heftige Krankheit.

Der Graf findet sein Exil mehr Paradies als Gefängniß; die Gegend ringsum eine der lachendsten im Reiche, in dem Kommendanten der Festung einen äußerst gefälligen, freundschaftlichen Mann, bey seinen Mitgefangnen eine angenehme Unterhaltung. Er sehnt sich nicht von dort weg. Sein Freund, der Herr von Ridelo, kömmt zu ihm mit einem Antrage vom Herzog von Sandilien. Der Antrag ist der: Er sollte sogleich seine Freyheit erhalten, und das Oberfalkenieramt, wenn er die Herzoginn von Salona heyrathen wolle. Eine Vertraute dieser Herzoginn hatte dem Premierminister vorgestellt, daß die Vermäh-

mählung das einzige Mittel seye, des Königs Eifersucht zu dämpfen, und der Gräfinn von Monteras alle Hofnung abzuschneiden, ihren Geliebten je zu besitzen. Dem Herzoge hatte dieß Projekt behagt, und er hatte es dem Könige annehmlich zu machen gewußt. Ridelo, glaubte der Minister, wäre grade der Mann, der Rivera'n bereden könnte, diesen Antrag anzunehmen. Darum hatte er ihn mit selbigem zu ihm gesandt. Ridelo dringt nicht durch; der Graf verwirft diesen Vorschlag gänzlich; er will lieber auf ewig vom Hofe verbannt seyn, auch wohl auf dieser Festung bleiben, als die Herzoginn heyrathen. Ridelo findet unter den dortigen Gefangenen einen Bekannten, den Freyherrn von Riesenburg, erkundigt sich, wie er zur Haft gekommen.

Riesenburg erzählt die Begebenheit, die ihn hiehergebracht. Auf einer Reise nach Monako hat er durch einen ungefähren Zufall ein schönes Fräulein kennen gelernt, und sich in sie verliebt; unter der Larve eines unbedeutenden, unbegüterten Edelmanns die Stärke ihrer Liebe geprüft, sich bey ihrer Mutter so einzuschmeicheln gewußt, daß diese die Einwilligung zu seiner Verbindung mit ihrer Tochter gegeben, und ihm versprochen, durch ihre Bekannten

eine

eine ansehnliche Bedienung am Hofe für ihn auszuwirken. Drauf hat er sich entdeckt. Eine Verwandlung, die der Mutter schmeichelhafter gewesen, als der Tochter. Der Bruder des Fräuleins, ein Erzwütrich, der seine Schwester für's Kloster bestimmt, und sie nun selbigem entrissen, und auf dem Punkt sieht, das Eigenthum eines Ketzers zu werden, hat platterdings seine Einwilligung nicht geben wollen, ihn gezwungen, sich mit ihm zu schlagen, und ist von ihm erschossen worden. Er habe sich hierauf als freywilliger Gefangener auf die Festung begeben, bis seine Sache völlig zu Ende seye. Sein Vater habe sich für ihn verwendet, und er verhofte den günstigsten Ausgang.

Der König wird von neuem aufgebracht, wie er hört, daß der Graf Rivera seinen Vorschlag nicht annehmen will; sinnt auf Mittel, ihn mit guter Art aus dem Wege zu schaffen. Der Zufall bietet ihm ein günstiges Mittel dar. Er befiehlt, daß er den Licatiern entgegen ziehn soll, die unvermuthet in's Reich eingebrochen sind, und schlechte Gegenwehr gefunden haben. Der General, unter dem er zu stehn kömmt, ist ein abgesagter Feind des Grafen, weil er ehemals verschiednes in seinen Manövres zu verbessern sich unterfangen; überdies hat er Befehl

fehl vom Könige, den Grafen stets den größten Gefahren bloszustellen. Diesen Auftrag lebt er redlich nach. Durch seine Vermittelung geräth Rivera in verschiedne Schlingen, woraus ihn seine Entschlossenheit und sein Muth retten. Der General flieht, und kömmt in einem Moraste um. Rivera stürzt sich mit einigen wenigen im kriegrischen Rausche in eine Schaar Reuter, die ihn umzingeln, und gefangen nehmen. Freyherr von Riesenburg kömmt mit einem Trupp herzugesprengt, erlöst ihn aus den Händen seiner Feinde, und fängt einen Hieb auf, der ihn würde getödtet haben. Graf Rivera ersicht nun völlig den Sieg; rettet einem feindlichen Befehlshaber das Leben. Er begiebt sich mit letztern und dem Freyherrn von Riesenburg nach Hofe. Unterwegs erzählt ihnen Herr von Greenhielm, der gefangne feindliche General, seinen Lebenslauf. Dieser füllt das ganze folgende Buch.

Von Greenhielm ist aus einem der ältesten und angesehnsten Geschlechter in Skandinavien. Er wird nebst seinem Bruder bey einem Landgeistlichen erzogen, der ihn bald lieber gewinnt, als jenen, weil er ofner ist. Sein Vater stirbt, wie er sechzehn Jahr alt. Eine seiner Baasen, die seine Schwester von Jugend auf

um sich gehabt, nimmt seinen Bruder zu sich; er wird nach einer benachbarten Universität geschickt; kömmt in die Hände eines geschickten Philosophen; legt guten Grund in den Wissenschaften, zumahl in der Rechtsgelahrtheit. Bey seiner Zurückkunft findet er bey seiner Baase die originellste Haushaltung von der Welt. Ein Troß Andächtler singt, betet, predigt, läßt sich vom Geiste treiben, und konvulsiont dort vom Morgen an bis zum Abend; alle Hausgeschäfte der Baase liegen darüber. Seine Schwester entdeckt ihm, daß all diese Heuchler unter ihrer vorgeblichen Bruder- und Schwesterliebe die unreinsten Absichten hegen, und wie sehr ihr von einem dieser Tartüffen dem Bruder Christoph zugesetzt wird. Greenhielmen wurmt dieß; er bringt sie in Sicherheit; zerstört darauf die Zusammenkünfte dieser Maulchristen, und setzt die Andachtsübungen bey seiner Baase auf einen vernünftigern Fuß. Die Rede, die Herr von Loen seinem Greenhielm zur Vertheidigung eines gesunden Christenthums bey dieser Gelegenheit in den Mund legt, ist (so viel er sich auch damit zu wissen scheint) herzlich seicht.

Greenhielm geht nunmehr auf Reisen, macht in Panonien ein paar Feldzüge mit, wodurch er sich einen Namen erwirbt. Hierdurch bewo-

bewogen, ruft ihn sein König nach Hause, giebt ihm eine Hauptmannsstelle, und ernennt ihn zugleich zum Kammerjunker. Seine Baase und Geschwister dringen in ihn, sich zu verheyrathen. „Die blanken nordischen Gesichter stehn ihm nicht an; schön sind sie wohl genug, aber es mangelt ihnen an Geist.“ Zwey Mädchen, zu denen er Neigung hat, werden ihm vor den Augen weggekapert, weil er zu saumselig gewesen, ihnen seine Liebe zu entdecken. Die eine wird Wittwe, und ist gar nicht abgeneigt, ihn zu heyrathen. Es kommen Hindernisse dazwischen. Der Vater will sie ihm platterdings nicht geben. Greenhielm beleidigt seine Geliebte im Ungestüm seines Affekts aufs tödlichste; söhnt sich wieder mit ihr aus. Ihr Vater stirbt; sie zieht sich auf ein Landguth zurück, wo sie einige Jahre darauf „im Geruch der reinsten Andacht“ ihr Leben beschließt. Weil Greenhielm eine ihm vom Könige angetragne Parthie ausgeschlagen, hat er sich alle Gunst vom Hofe verscherzt; man setzt ihn zurück. Er ist willens, sich auf seine Güter zu begeben, als ihm sein König das Kommando über die Hülfstruppen aufträgt, die er den Likatiern sendet.

Freyherr von Riesenburg, dem Bruder Christophs Geschichte ausnehmend gefallen, erzählt einen Zug aus seines Hofmeisters Leben, der

eben

eben ein solcher Tartüff gewesen; ein gutes Seitenstück zu jener Geschichte. Der Graf geht nach Panopolis, und findet den König krank. Durch Diät und Bewegung versichert er ihm seine vorige Gesundheit wieder. In der Einsiedeley, worinn der König seine Kur halten müssen, unterredet sich Rivera mit dem alten Pandoresto über die Ergötzlichkeiten des Lebens, und über eine gute Anwendung des Hoflebens. (Loen kramt bey der Gelegenheit viel triviales Zeug mit Alterweibersuade aus) Der König genest völlig. Rivera wird zum Abgesandten an den Likatischen Hof ernannt. Der Herzog von Sandilien sieht diese Entfernung gern, nicht etwa, daß er dem Grafen abhold gewesen, sondern weil er nun seine Absichten, seine Baase zur Königinn zu erheben, eher durchzusetzen denkt.

Auf seiner Reise nach Likatien trift der Graf auf einem Dorfe, wo Kirchweyh ist, seine alte Geliebte an, die über seinen Anblick in Ohnmacht fällt; sie hält ihn für ungetreu, für einen Bräutigam der Herzoginn von Salona. Er benimmt ihr diesen Verdacht, und sagt ihr, daß die Herzoginn mit einem allemannischen Prinzen versprochen seye; erzählt ihr all seine bisherige Begebenheiten, wobey er

verschiednes einfließen läßt, woraus die Gräfinn die Beständigkeit seiner Liebe merken kann. Ihre Vertraute Asimenie nimmt nunmehr das Wort statt ihrer Gräfinn, und erzählt, was ihre Herrschaft alles ausgestanden, wie sie gehört, Graf Rivera vermähle sich an die Herzoginn, und wie sie endlich voller Unmuth den Entschluß gefaßt, auf's Land zu gehn. Rivera trennt sich mit der größten Zärtlichkeit, die er aber zu verbergen suchen muß, von der Gräfinn. Der Graf kömmt an den Ort seiner Bestimmung, unterhält sich mit dem Könige eine Zeitlang, der ihm sehr gnädig begegnet; wegen der Friedensvorschläge aber an seinen ersten Minister verweist. Er fand viel Verstand bey ihm, und Gaben genug, selbst herrschen zu können; blos aus Weichlichkeit, die aus Gewohnheit herrührte, oder aus einer üblen Erziehungsart, entschlug sich dieser Herr aller Geschäfte. In dem Minister entdeckt Rivera einen kleinen Geist, und die äußerste Aufgeblasenheit. Er kann bey diesem Manne nichts ausrichten; schlägt also andre Mittel ein, um zum Zweck zu kommen. Sein Hof muß Kriegesanstalten vorkehren; der Graf spiegelt den Likatiern vor, diese Anstalten gälten ihnen; läßt Schriften unter sie ausstreuen, worinn er ihnen all die Schrecklichkeiten, die sie in die-

sem Kriege zu erwarten hätten, aufs lebhafteste vormalt. Im äußersten Drange befindet sich so schon das Volk, täglich wird's mit neuen Auflagen beschwert, ein fürchterlicher Krieg drohet ihnen ihres Bedünkens; Anläße genug zur Empörung. Der rebellirende Pöbel stürmt in der Wuth des Premierministers Pallast, der entweichen muß, und dringt höchst tumultuarisch auf Frieden. Der König sieht sich genöthigt, ihn zu bewilligen.

Im eilften Buche legt uns Herr von Loen sein Ideal von einem vollkommnen, oder, mit seinen Worten zu reden, von einem nach einer **vernünftigen** und **christlichen** Polizey eingerichteten Staate vor. In dem dasigen Gasthause findet der Graf einen verunglückten Kaufmann, der in der größten Verzweiflung ist. Die Leute des Orts bemühen sich, seine Seele zu kuriren, der Graf aber seinen äußerst zerrütteten Körper. Es gelingt ihm. Der Ruf, daß er ein ungemein geschickter Arzt seye, ist Ursach, daß er nach Hofe kommen muß. Ein Ungefähr entdeckt ihm hier das Fräulein von Thurris, Geliebte des Freyherrn von Riesenburg. Ohne sich zu erkennen zu geben, noch immer unter der Arztmaske, wahrsagt er ihr, sie würde ihren Geliebten bald wieder sehn, und

der ältsten Prinzeßinn den nahen Besitz einer der glänzendsten Kronen.

Des Grafen Patient, der verunglückte Kaufmann, erzählt ihm seinen Lebenslauf. Herr von Güldenblech (so heißt er) ist der Sohn eines reichen Kaufmanns, der sich auf Antrieb seiner Frau, einer gebohrnen Fräulein, hat müssen adeln lassen. Der junge Güldenblech wird als ein Muttersöhnchen erzogen, geht auf Universitäten, bringt dort brav Geld durch, und erlangt dafür den Namen eines artigen und gelehrten Kavaliers. Er muß auf Reisen gehn. Bey seiner Zuhausekunft quält die Mutter den Vater so lange, bis er ihm ein Rittergut kauft, woselbst sie tout de bon die gnädge Frau zu spielen denkt; allein der Tod verdirbt ihr die Freude. Die Ungezogenheiten und ewgen Schmarozereyen der benachbarten Landjunker verleiden Güldenblechen den Landaufenthalt. Er zieht in die Stadt, und sein Vater muß das Landgut verkaufen. Er nimmt endlich eine reiche Parthie; durch seiner Schwiegerältern und seines Vaters Tode erhält er ein erstaunendes Vermögen. Seine Frau weiß so wenig von Oekonomie, wie er; in kurzen haben sie ihre beträchtlichen Reichthümer verpraßt. Er muß

flüch-

flüchten, weil man ihn als Bankrottier in Haft nehmen will. Der Fürst des idealischen Staats, wo Rivera sich jetzt aufhält, gewährt ihm eine Freystäte.

Der Graf erscheint als königlicher Abgesandter am Argilischen Hofe, und entdeckt sich dem Fräulein von Thurris als ein vertrauter Freund ihres Geliebten. Sie erzählt ihm, wie sie in ein Kloster gegangen, wie die dortige ärgerliche Lebensart sie genöthigt, es zu verlassen, und wieder zu ihrer Mutter zu kehren, wie ihr Bruder unter der Maske der Freundlichkeit sie durch den Vorwand einer Spazierfahrt weggelockt, und auf ein wüstes Bergschloß gebracht, woselbst er sie auf's unbarmherzigste behandelt; wie ein Diener und Mädchen ihres Bruders, der viehischen Lebensart ihres Herrn überdrüßig, mit ihr entflohn wären, und sie an den hiesigen Hof gebracht. Der Graf unterhält sich mit dem Fürsten über einige politische und statistische Materie, und eröfnet ihm hierauf, daß er gesonnen, seine Prinzeßin mit seinem Könige zu vermählen. Der Fürst macht verschiedne Einwendungen, die der Graf aber alle zu heben weiß.

Rivera findet seinen König noch immer geneigt gegen ihn gesinnt; er zeigt ihm Bild-

nisse von verschiednen schönen Prinzeßinnen. Allein für den König ist keine Gräfinn von Monteras darunter. Rivera erhebt die Schönheit der Prinzeßinn von Argilien so sehr, daß der König brennt, sie zu sehn, und beschließt, nach Aquana zu gehn, woselbst sie, nach des Grafen Versichrung, sich des Bades bedienen wird. Der Herzog von Sandilien bezeigt sich gegen Rivera'n gewogner denn je, scheint sogar seiner Liebe zu seiner Baase nicht mehr entgegen zu seyn. Er ist noch unbaß von dem Gifte, womit ihn vor kurzen ein Herr von königlichen Geblüte zu meuchelmorden versucht hat. Der König geht mit Rivera'n nach Aquana, sieht die Prinzeßinn, wird von ihr bezaubert, dringt mit der seiner Nation eignen Ungeduld auf das Beylager. Der Graf beschleunigt die Anstalten dazu; es wird auf einem gräflichen Schlosse auf dem Lande vollzogen. Die Vermählung des Fräulein von Thurris mit dem Freyherrn von Riesenburg geht durch Vermittelung Rivera's zu gleicher Zeit vor sich. Beschreibung der Vermählungsfeyerlichkeiten. Der Graf lernt bey der Gelegenheit einen Edelmann kennen, der, abgesondert von allem Umgange, sich daselbst sehr lustig angebaut hat.

Die

Dieser Edelmann erzählt seine Begebenheiten. Er ist aus einem angesehnen Hause, und heißt der Ritter von Castagnetta. Sein Vater hat ihn mit ungemeiner Weisheit erzogen; weil er sieht, daß sein Bruder einen heftigen Groll auf ihn geworfen, schickt er ihn nach Hofe mit den kräftigsten Empfehlsschreiben. Der Herzog von Albamar, dem er empfohlen worden, bedient sich seiner in Staatsgeschäften, und findet sich sehr von ihm befriedigt. Don Juan, der eine Sohn dieses Ministers, wird sein warmer Freund. Donna Leonora, Juans Schwester, empfindet Liebe gegen den Ritter, er aber bloß Freundschaft gegen sie; er ist offen genug, ihr zu entdecken, daß er sie nie lieben könne, gegen eine ihrer Freundinnen entbrannt seye, auf deren Besitz er nie Rechnung machen dürfe, weil sie zu hohes Standes wäre, und einer seiner Freunde ihr Liebhaber seye. Die Donna hat Edelsinn genug, auf sein Herz nicht allein Verzicht zu thun, sondern auch seiner Liebe zum Besten den kräftigsten Beystand zu verwenden. Ein elender Wortwechsel verwickelt ihn mit dem Don Diego, dem ältesten Sohn des Herzogs, in einen Zweykampf, worinn letztrer bleibt, weil er in blinder Wuth in des Ritters Degen rennt. Don Ferdinand ist zu seiner Flucht behülflich.

Der Ritter eilt nach seines Vaters Schloß, und findet den würdigen Greis todt. Sein Bruder nimmt nun völlig die Maske gegen ihn ab, und giebt ihm zu verstehn, daß er bey ihm nicht sicher seye. Castagnetta geht nach Palermo. Sein Bruder weiß seine Herrschaft sehr geschickt in seine Hände zu spielen. Der Ritter macht sich am sicilianischen Hofe bekannt, wird von selbigem zum Kreuzen gegen die Seeräuber gebraucht. Ein tunesischer Seeräuber bringt sein Schiff nach Tunis auf. Der Bey empfängt ihn mit der größten Höflichkeit, unterredet sich mit ihm über den christlichen Glauben, ist geneigt, ihm Roxelanen, seine Tochter, die ihm auf's wärmste liebt, zu geben, wenn er zu seinem Glauben übertreten will. Castagnetta, so sehr er an dem Mädchen hängt, ist zu eifriger Christ, um diesen Vorschlag einzugehn. Er wird vom sicilianischen Hofe ausgelöst, und bringt's bey selbigem so weit, daß ein ewiger Friede mit den Tunesern geschlossen wird. Zur Vergeltung dieses Dienst's erbittet er sich vom Dey Roxelanen. Durch Lesen guter Bücher, und durch die Unterhaltungen mit einem Armenier bekömmt der Dey endlich Geschmack am christlichen Glauben. Roxelane wird unter der Vorspiegeley, sie seye die Braut eines Bassa in der Levante, den Leuten des Rit-

Ritters überliefert. Der Dey ist willens abzudanken, und seine übrige Lebenszeit bey seinen Kindern zuzubringen. Seine Landsleute kommen hinter diesen Plan, und räumen ihn aus dem Wege. Ein von den Derwischen erkaufter Bösewicht schleicht sich bey dem Ritter ein, und tödtet dessen Frau durch Gift. Der Ritter befindet sich in der folterndsten Lage, will allem Umgang mit Menschen entsagen. Der König, um ihn von seiner Schwermuth zu heilen, zieht ihn an seinen Hof, beehrt ihn mit vielen Gunstbezeigungen, und vermählt ihn an eine schöne junge Dame aus einem der ansehnlichsten Häuser. Die gewaltige Kokettterie dieses Weibes, der er gar nicht steuern kann, macht ihn äußerst mißmuthig. Seine Roxelane erscheint ihm im Traum, räth ihm, einen Ort zu verlassen, der seiner Tugend so gefährlich seye, seine Ehebrecherinn zu fliehen, in ein fernes Land zu ziehn, und daselbst, abgeschieden von der Welt, den Rest seiner Tage zu verleben. Dieser Traum macht so heftigen Eindruck auf ihn, daß er Roxelanens Rath pünktlich befolgt.

Der Einzug des Königs und seiner Gemahlinn in Panopolis wird beschrieben. Graf Rivera wird zum Oberkämmrer ernannt; er

überreicht einen Plan, der die Verbeßrung des Staats, die Einrichtung der Finanzen und das allgemeine Wohl zum Zweck hat. Er gefällt dem Könige zwar, und dem Herzoge von Sandilien, dennoch aber kann der Graf nicht durchdringen. Es zieht sich ein fürchterliches Ungewitter am Hofhimmel gegen ihn zusammen, dem er auf Anrathen seiner Geliebten entweicht. Alpina, ein Staat, der durch unweise Rathschläge und bürgerliche Mishelligkeiten in das äußerste Verderben gerathen, nimmt zu ihm seine Zuflucht, um wieder empor in seinen vorigen blühenden Zustand zu kommen. Der Graf hilft mit der größten Weisheit all seinen politischen Gebrechen ab, und legt einen festen Grund zu seinem künftigen Wohlstand.

Der Graf kehrt wieder nach Panopolis zurück; ist so glücklich, seine beyden Hauptgegner auf seine Seite zu bringen. Der König will seine Gemahlinn auf ihrem Lustschlosse überraschen, verirrt sich im Kabinett, und kömmt in das, was die Königinn der Gräfinn von Monteras, und der Markgräfinn von Luccaille eingeräumt hat. Dieß giebt eine sehr lustige Scene, und nicht wenig Bestürzung; ist auch Ursach, daß die Vermählung des Grafen von Rivera beschleunigt wird. Der Graf,

der

der für einen Cheruskischen Edelmann, den er in Diensten hat, sehr viel Liebe hat, weiß es so einzuleiten, daß ihn der König seiner Gewogenheit würdigt, und zum Kammerjunker ernennt. Dadurch hält ihn der Graf noch nicht genugsam belohnt, er verschaft ihm das Fräulein von Bellamont, die er auf's feurigste geliebt, der er sich aber wegen Ungleichheit des Standes nicht zu entdecken gewagt, zur Gemahlinn. Ihrer beyder Vermählung geschieht an Einem Tage, und Rivera erhält die Würden, Güter und Titel des Herzogs von Sandilien.

Geschichte der Miß Fanny Wilkes, so gut als aus dem englischen übersetzt. In zween Bänden. Leipzig 1766. 8.

Geschichte des Romans.

„So wenig wir sonst Ursache finden, (sagten die V. V. der Bibliothek der schönen Wissenschaften bey der Anzeige dieses Romans im 2ten Band. S. 355.) Romane, deutsche Originalromane, mit Ausnahme einiger sehr wenigen, den Lesern anzupreisen, so verdient es doch dieser vorzüglich rc. — — wir kennen wenig Schriftsteller unter uns, die fähiger gewesen wären, uns einen bessern Roman zu liefern. Der Verfasser hat Genie, Laune, Lebhaftigkeit, Empfindung, er kennt die Welt und das menschliche Herz, er versteht die Sprachen rc. er besitzt seine Muttersprache, und schreibt gut rc. — Uebrigens verdient das Buch immer einen vorzüglichen Platz in eine Romanenbibliothek, und wir wünschten von dem Verfasser mehr zu lesen." Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, von der Hand eben

dieses Schriftstellers, hat in der Folge dieses Lob noch mehr gerechtfertigt, und wir würden gewiß nicht über die Sparsamkeit guter Originalromane, die wir den Ausländern entgegen halten könnten, zu klagen haben, wenn sich mehr Schriftsteller, von gleichen Talenten und gleicher Weltkenntniß, diesem Fache unsrer Litteratur widmen wollten. Herr Johann Timotheus Hermes, der Verfasser, ist gegenwärtig Probst zum h. Geist, Pastor zu Skt. Bernhard, und Beysitzer des geistlichen Gerichts zu Breslau.

Der Roman.

Fanny Wilkes war aus einem der ältesten Häuser in Schottland, und eine einzige Tochter des Herrn Isaac Wilkes, Esq. und Julie Carleß. — „So könnte ich, sagt der Verfasser, ganz füglich die Geschichte anfangen; ich würde alsdenn nichts ungewöhnliches sagen, und den Leser in der Hofnung bestärken, er werde mit der Zeit noch die Nachrichten finden, nach denen er eben jetzt gefragt hat, ob sie nemlich eine Verwandte des berühmten Wilkes sey. Ich will aber lieber das sicherste wählen, und von ihrer Geburt noch nichts gewisses sagen, bis sich alles in der Folge entwickelt.

wickelt. Was ich mit Gewißheit sagen kann, ist dieses, daß Fanny zuerst in einem sehr artigen Lustschiff auf einem großen See in Schottland erscheint, wo sie ganz allein sitzt, und durch ihr heftiges Weinen die Tochter eines Straßenräubers, der sich in einer Höhle des nahgelegenen Waldes aufhielt, ans Ufer lockte." — Sophie Hidden, so hieß dies Mädchen, hatte schon seit einiger Zeit bemerkt, daß die Lebensart ihres Vaters keine der gerechtesten seyn müßte, und eine deutliche Entdeckung seiner strafbaren Absichten trieb sie endlich aus der Höhle. Sie war von Jugend auf in diesem Walde gewesen; sie kannte ihre Mutter nicht, die, wie man ihr sagte, schon seit eilf Jahren todt war; sie stand aber unter der strengen Aufsicht eines Frauenzimmers, das nicht viel älter war als sie, und welches sie, Tante, nennen mußte, obgleich das Verhältniß, worinn selbige mit ihrem Vater stand, diesem Titel gar sehr widersprach. Sophie war die ganze Nacht mit einer Pistol bewafnet, im dichten Wald umhergeirrt, als sie endlich die aufgehende Sonne in dünnere Gebüsche brachte, und auf Fanny's Wimmern aufmerksam machte. Es war der schönste Sommermorgen, den der Verfasser denen zu gefallen nicht beschreibt, bey welchen sich's, der deutschen

Ge-

Gewohnheit in Städten zum Trotz, zugetragen hat, daß sie schon einmal früh aufgestanden sind, und also schon einen schönen Morgen gesehen haben. Allein so schön der Morgen war, so traurig sah Sophie, mit aller Schüchternheit eines funfzehnjährigen Mädchens, vom Ufer herab. Fanny war ein so liebenswerthes, kleines Püppchen, wie die schönsten unsrer Leserinnen nur immer im achten Jahre gewesen seyn können, und so alt war sie auch nur. Es ist ja noch ein kleines Mädchen; wenn wir sie bis ins sechzehnte Jahr werden gebracht haben, so wollen wir in der Beschreibung ihrer Schönheit so umständlich seyn, als je ein Geograph in der Beschreibung der Stadt gewesen ist, wo er in seines seeligen Vaters, des Herrn Rectoris, Fußtapfen trat.

Fanny erblickte die Sophie kaum, als sie bemüht war, den Kahn mit ihren kleinen Händen vom Ufer abzustoßen; sie rief ihr weinend zu; will sie mich auch todt schießen? ich habe ja kein Geld. Sehe sie doch, (indem sie ihre Tasche abnahm, und auf den Rand des Kahns klopfte) ich habe ja nichts.“ Sophie warf ihr Pistol weg, redete ihr freundlich zu, besänftigte sie endlich, und nahm sie aus dem Kahn. Alles was sie von dem Kinde, durch wie-

wiederhohlte Fragen, herausbringen konnte, war, daß sie von einem Schloß herkäme, welches die Nacht von Räubern, und zwar der Beschreibung nach von ihres Vaters Bande, überfallen worden; daß Jinny, das Kammermädchen, mit dem Kinde in den Kahn gesprungen sey; daß Räuber sie darinn erschossen, und daß Wasser und Wind ihn des Nachts weiter getrieben; den Namen des Schlosses konnte Fanny nicht nennen. Das Geräusche zweyer Fischer, nöthigte die beyden Schönen, sich und den Kahn tiefer im Schild zu verbergen. Sie vernahmen aus dem Gespräch dieser Leute, daß man Hidden nachsetze, und auch seine Tochter allenthalben aufsuche. Die Leute entfernten sich, und die sanfte Bewegung des Kahns, Müdigkeit und Hitze, wiegten die Sophie und Fanny in einen tiefen Schlaf. Unsre Kleine erwachte, und konnte sich an der schlafenden Sophie nicht satt sehen. O! rief Fanny, als Sophie wieder wach ward, sie wissen nicht, wie liebreitzend sie im Schlafe aussehn! — Diese Anekdote zum Fingerzeig für unsre Leser, daß sie sich ja in Sophien eins der schönsten weiblichen Geschöpfe denken. — Unsre Frauenzimmer rathschlagten nun, was sie thun sollten, um in Sicherheit und zu Menschen zu kommen. Fanny Zutrauen zu Sophien ver-

mehr-

mehrte sich noch mehr, als sie sie beten hörete. „O, rief sie, nun fürchte ich mich nicht mehr; ihnen wird Gott nichts abschlagen, und ich habe auch gebetet.“ Die Höhle im Walde war freylich keine sonderliche Schule des Christenthums für Sophien gewesen, allein sie hatte heimlich einige Bücher gelesen, die die sogenannte Tante in einen Winkel geworfen hatte; besonders die Bibel, des Abadie, Jurieu, Drelincour und Youngs Schriften. Fanny und Sophie bestiegen jetzt ihren Kahn von neuem, aber der Wind brachte ihn immer wieder an die vorige Stelle zurück. Sie entschlossen sich also, den Weg zu Lande durch den Wald zu versuchen. Fanny trug einige Kostbarkeiten bey sich, die Sophien wegen ihres Unterhalts beruhigten.

Handsom, der Hofmeister eines jungen Edelmanns auf dem Schlosse, von dem Fanny hergekommen war, hatte sich unterdessen den Räubern mit wahrem Heldenmuth widersetzt, verschiedene, worunter Hidden und die Tante, verwundet, und Jinny's, seiner geliebten Jinny, Mörder gefangen. Er ließ nun die übrigen der Bande, und die schelmische Hausfranzösin, Mamsell du Bois, die mit dem Secretair gleichfalls verschwunden war, aufsuchen,

und eilte nun, vom nächsten Hafen, nach London, um dem Lord die traurige Nachricht und Fanny's Verlust zu überbringen. Er reisete mit schwerem Herzen. Zur Erklärung dieser Gemüthsverfassung müssen wir sagen, daß Herr Handsom, bey der vortheilhaftesten Bildung, sich in sehr ansehnlichen Glücksumständen befand, und das Glück gehabt hatte, von Jugend auf mit Frauenzimmern umzugehn. Sein Betragen war folglich äußerst einnehmend, sein Verstand aufgeklärt, und seine Empfindungen ungemein fein. Aus Ursachen aber, die ihm wichtig schienen, hatte er im acht und zwanzigsten Jahre, wie er von seinen Reisen zurückkam, den Entschluß gefaßt, niemals zu heyrathen. Lord Foster, bey dem er, einem Freunde zu gefallen, eine Hofmeisterstelle annahm, und Milady, die beyde eine Ehre darinn setzten, sich durch die Achtung, die sie für ihren Hofmeister hatten, von kleinen Edelleuten zu unterscheiden, und die Herrn Handsom's Verdienste und Karakter so sehr schätzten, als sie es verdienten, wendeten anfangs alles an, seine mysoginische Laune durch die Bekanntschaften mit den würdigsten und schönsten Frauenzimmern zu bestürmen, aber vergebens. Demohngeachtet sagte ihm Milady auf dem Kopf zu, sie glaubte, sein Herz sey zärtlich, und er,

der ein Theologe, aber kein deutscher Theologe war, gestand ihr, Ihro Gnaden hätten recht. Nun besserte er sich zwar nicht, doch hoffte Milady nach dem Geständniß bald mit ihm fertig zu werden. Daher die Aufgabe: „Alle verheurathete Personen können entweder nicht leiden, daß andre **lieben**, oder sie können nicht leiden, daß andre **freye Herzen haben**.“

Fanny und Sophie sind noch im Wald, und es wäre unhöflich, wenn wir sie da länger lassen wollten. Sie erreichten eine Mühle, und ein Mensch in einem Kahn, kam in den Furth, sie hinüber zu fahren, als Fanny auf einmal zu schreyen anfing; „Mamsell du Bois sey in der Mühle.“ Sophie bat sogleich ihren Führer, zurückzufahren, dieser that es auch, und schlug ihnen ein Wirthshaus tiefer unten vor. Hier ergötzte sie die Wirthin mit ihrem kauderwelschen Französischen, aber auf einmal wurde die Frau Wirthin hinausgerufen, und Mamsell du Bois und ihr würdiger Freund, Secretair Setter, traten herein. Die Mamsell war im Anfang ziemlich trotzig, als sie aber Setter bey Seite nahm, kam sie bald freundlicher wieder, befahl der Wirthin, die beyden Frauenzimmer gut zu versorgen, unter dem Versprechen, sie bald in einem Wagen abhohlen zu las-

sen, und reisete mit dem Secretair ab. Der Wagen kam, und brachte einen Brief von Fanny's Mutter mit, aber so unleserlich an die du Bois geschrieben, daß Fanny ihrer Mutter Hand gar nicht verkennen konnte. Sophie, die in Parenthesi bereits Herrn Handsom, durch Fanny's Schilderungen, insgeheim liebte, folgte um so williger einer Einladung, die sie ihm näher bringen sollte, und beyde Schönen langten zu Fyrth of Forth in dem bezeichneten Gasthofe an. Hier fanden sie einen unfreundlichen Brief vom Herrn Handsom, der sie weiter nach Duabar sprengte, und vielleicht noch länger herumgetrieben haben würde, wenn sie nicht durch eine Ochsenzunge, die ihnen du Bois in dem Wirthshause gegeben, ein außerordentliches Licht bekommen hätten. Das Papier, das dieser Zunge zur Hülle diente, war ein Brief des Setter's an die du Bois, der den Plan zum Einbruch in das Schloß, und ihr ruchloses Verständniß enthielt. Wir wollen unsere Schönen darüber nachdenken lassen, und Herrn Handsom's Ehescheue einstweilen weiter verfolgen.

Mylady Foster hatte ein Kammermädchen, Betty, die so schön war, daß Mylord sie niemals gesehn hatte, auch, wie wir der

Klug-

Klugheit der Lady zutrauen, niemals zu sehen bekam. Herr Handsom selbst fand sie so schön, daß wenn man ihn frug, was zu einem vollkommnen schönen Frauenzimmer gehöre, er zu antworten pflegte: „Alles, was Betty hat!“ Diese wurde abgeschickt, den Sturm auf sein Herz zu wagen. Sie erschöpfte alle Hülfsmittel der feinsten, weiblichen Kunst, und die Beschreibung ihrer Angriffe macht eins der reizendsten Gemälde in unserm Roman aus; aber sie scheiterte, und das Ende der Intrigue war eine höchst unglückliche Ehe mit einem andern, weil ihr Herz von Handsom immer voll blieb. Mylady nahm an ihrer Stelle eine andre Kammerjungfer an, und bat eine Freundin, für Fanny ein zweytes Kammermädchen auszumachen, das mit ihr auf dem Schlosse bleiben könnte. Diese kam an, als die Herrschaft nach London verreiset war. Herr Handsom empfing sie. Sie war schöner als Betty, sonderlich was die Feinheit und Schlanke des Wuchses betraf, doch war der Unterschied nicht groß. Ihr brunettes Haar stand zu der feinuntermischten Röthe ihres Gesichts, einer Folge des melancholischen Temperaments, ungemein gut. Sie war nicht blendend, aber mit einer reifen Wahl gekleidet. Ihr Kopfputz erhob das Schöne ihrer Haare und Au-

genbraunen, ihr Halstuch war so, wie es sich zu einem schmal gestreiften schwarzen und dunkelrothen Anzuge schickte, nemlich schwarzseiden. Von ihrer Schürze können wir nur das sagen, daß nichts zu einem solchen Anzuge schöner stehen konnte, indem wir die rechte Beschreibung derselben nicht mehr herausbringen. Das wissen wir, daß ihre Schuhe schwarz, und mit zwar nicht blitzenden, aber doch ziemlich feinen Steinschnallen geziert waren. Ihr Name war Johanna Heavy, und unsere Leser werden sie gleich kennen, wenn wir ihnen sagen, daß der Name Johanna, wenn er den noch artigern Namen, Hannchen, ausdruckt, Jinny heißt. Wie es um das Herz bey einem solchen vis à vis aussieht, zumahl wenn dem schönen Mädchen eine Ohnmacht zustößt, das erfuhr Herr Handsom; zum Glück kam ihm noch seine Schwester zu Hülfe, und Jinny beruhigte sich, da ihr diese versprach da zu bleiben. Beyde Freundinnen — denn das waren sie geworden — gingen, als jene sich immer noch erhohlte, in den Garten, wo Miß Handsom nach manchem Hin- und Herfragen ihre Geschichte, wie folgt, erfuhr.

Jinny's Vater war ein Mann von außerordentlicher Geschicklichkeit, aber zügelloser Den-

Denkungsart. Er verbot seiner Tochter alle Bücher, die von Religion oder guten Sitten handelten. Sie mußte ihm davor die schmutzigsten Schriften und Lieder vorlesen, übersetzen, vorsingen, und die frechesten Zeichnungen verfertigen, wenn sie nicht geschlagen seyn wollte. Als sie funfzehn Jahr alt war, suchte man sie mit Gewalt zu gewissen Dingen zu bewegen, zu denen die ausgelassensten Reden und Beyspiele sie nicht hatten bewegen können. Diese letzten Begegnungen zogen ihr eine tödtliche Krankheit zu, daß ihr Vater, der ihre Erhaltung aus gewissen Absichten wünschte, genöthigt ward, sie nach London zu einer Frau zu schicken, die ihm an Denkungsart gleich war, in der Hofnung, ihre Gesundheit, durch die Beyhülfe der Aerzte dieser Stadt, wieder herzustellen. Ein Brief von Jinny's Vater, den ihr ihre Wirthin — eine junge, ziemlich schöne, aber freche Frau — auf das Bette warf, vermehrte ihren Schmerz. Ihr Vater meldete darinn seiner würdigen Gehülfin, was für Absichten er mit der Tochter habe, die er ihr überschicke, nemlich sie zur Maitresse eines Grossen zu erziehn. Sie gab Miß Handsom diesen Brief zu lesen, aber der Name ihres Vaters war abgeschnitten. „Glückseelige Miß, rief Jinny aus, die sie sich ihres Vaters nicht

schämen dürfen! erlauben sie mir, daß ich ihnen diesen Namen ewig verschweigen darf. Heavy ist ein Name, der zu meiner Zeit in London ausstarb. Eine Miß Heavy, die einzige dieses Namens, war mit mir auf einem Schiffe, wo aber niemand, als ich, sie kannte. Sie fiel in einem heftigen Sturm über Bord, und ich habe geglaubt, ganz sicher ihren Namen annehmen zu können.“ Miß Handsom umarmte ihre bedauernswürdige Freundin, die, bis ins innerste der Seele gerührt, sich aus ihren Umarmungen losriß, und sich langsam und bitterlich weinend in eine dicke Allee begab. Hier begegnete ihr Herr Handsom, und indem er, voll des tiefsten Mitleidens, bemüht war, ihr Trost zuzusprechen, sank Jinny an eine Marmorsäule, und Herr Handsom — leistete Gesellschaft. Seine Schwester kam auf seine Stimme die Allee herunter, und sah ihn sinnlos hinfallen. Sie und Jinny (die der Unfall des Herrn Handsom schneller als alles Sal volatile wieder zu sich selber brachte) waren zwar bemüht, ihm beyzustehn, kaum war er aber auf sein Zimmer geschafft worden, als ihn ein heftiges Fieber überfiel. Diese Begebenheit kann für unsre Leser nichts Befremdendes haben. Herr Handsom hatte viel eher als wir bemerkt, daß Jinny ihn liebte; ihren eigent-

gentlichen Gram kannte er nicht, folglich nahm er ein trauriges Gesicht bey Tische und beym Thee, für Zeichen der Liebe an. Zwar waren ihm dergleichen Auftritte in seinem Leben schon öfters vorgekommen, allein nie hatte etwas sein Herz so angegriffen, das itzt anfing, sich ganz zu Jinny hinzuneigen. Eine nothwendige Reise der Miß Handsom zu ihrer Mutter, wobey sie sich Jinny auf einige Meilen zur Gesellschafterinn ausbat, entfernte dies liebenswürdige Mädchen von dem Patienten, und setzt uns in den Stand, am Faden ihrer Geschichte fortzuspinnen.

Als Jinny den Brief ihres Vaters gelesen hatte, so verfiel sie in ein tiefes Nachsinnen. Sie erfuhr darinn das Schicksal ihrer Schwester, die ihr Vater für todt ausgegeben, aber heimlich an einen andern Ort gethan hatte, wo er sie zu allen Ruchlosigkeiten erziehen ließ. Ein Arzt, der sie zu besuchen kam, ein ernsthafter aber liebreicher Mann, unterbrach ihr Nachdenken. Sie entdeckte sich ihm mit zwey flüchtigen Worten, weil Frau Wanton, so hieß die Wirthin, dazu kam, und bat um eine Bibel: Der Arzt brachte ihr insgeheim eine beym nächsten Besuche, und es fiel ein Brief heraus, den Jinny zu sich steckte, und vor Frau Wanton verbarg. — Hier unterbrach die Erzehlung die Dazukunft eines Verwand-

ten der Miß Handsom, eines lächerlichen pedantischen Studentens, der seiner Muhme entgegen geritten war, und die Trennung unsrer beyden Reisegefährtinnen. Miß setzte ihre Reise nach Hause fort, und Jinny kehrte auf Foster's Gut zurücke, wo der arme, kranke Handsom die ganze Zeit über in einem trostlosen Zustande zugebracht hatte. Seine Wärterin erzählte das alles der Jinny; „wie er kein Auge zugethan, wie er Miß Heavy gerufen, und immer Miß Heavy, und immer Miß Heavy; wie er dann gerufen, ich will schreiben, und wie er geschrieben.“ Jinny, wird weiter gesagt, wollte das alles nicht glauben, (ohngeachtet sie's innerlich glaubte) aber durch einen Zufall, den man nicht weiß, fiel ihr das Blatt, das Herr Handsom die Nacht geschrieben, in die Hände. Sein Innhalt ist so schwärmerischschön, daß wir ihn unsern Lesern abschreiben müssen.

Mich trift die stille Mitternacht
Nicht mehr, wie sonst, im Schlummer!
Sie findet mich im tiefen Kummer –
Mein Auge weint, und wacht.
Ich denke jetzt nicht die verlohrnen Jahre,
Nicht das geliebte Bild von Sarg' und Bahre –
Ich denke dich,
Und gräme mich.

Dann flieht er, der mich sonst ergötzet,
Der Gott der Träume flieht mich dann;
Weil er ein Auge, das die Schwermuth netzet,
Unmöglich schliessen kann.
Er fliehe mich!
Senkt er sich nur auf deine Augen nieder,
Und sagt: „dein Handsom wacht für dich,
„Und schreibt dir zärtliche, empfindungsvolle Lieder;“
Dann gönn' ich dir ein mir versagtes Glück,
Und keine Müdigkeit wünscht ihn zurück.

Daß Jinny ihren kranken Freund besucht, und öfters besucht haben werde, das werden unsre Leser bereits, ohne unser Erinnern, aus allen den Umständen geschlossen haben, wir wollen also, ohne weiteres Intermezzo, zur Folge ihrer Geschichte schreiten, wie sie sie der Miß, in Ermangelung der mündlichen Mittheilung, schriftlich fortsetzte.

Der Brief des menschenfreundlichen Arztes, D. Hay, war sehr tröstlich für die arme Jinny; er sagte ihr darinn, daß er sie unmöglich für eine Betrügerin halten könne, und versprach Hülfe, nur bat er um Vorsicht, weil er in Lebensgefahr sey, wenn Wanton es entdeckte, die von einem Lord, seinem ärgsten

Fein-

Feinde, unterhalten würde. Ein zweyter Brief, den er ihr bey einem zweyten Besuche zusteckte, war noch aufrichtender als der erste; er versprach der schönen Jinny, sie Sonntags Nacht, mit Hülfe eines vertrauten Nachtwächters, zu befreyen. Allein die Nacht verging, ohne daß ein D. Hay erschien. Den Abend darauf erhielt Jinny einen Besuch von dem Lord, in Begleitung der Wanton. Zugleich brachten zwey Bedienten vier Gueridon's mit Lichtern. „Nun, Mylord, rief die Wanton, gestehen Sie es, daß Sie noch nie so etwas gesehen haben. Wenn sie nun sagen: „Wanton, gegen das Mädchen bist du so häßlich, wie ein alter Bienenkorb,“ so will ich es ihnen nicht übel nehmen, so will ich gestehen, daß sie Geschmack haben. — — Aber heute erlaube ich ihnen nichts weiter, wie ich ihnen schon unten gesagt habe, als den Anblick aller ihrer Reitze.“ — Hier unternahm sie etwas, das Jinny mit aller Stärke, die durch Wuth und Verzweiflung in ihre Arme getrieben wurde, verhinderte. „Laß sie, sagte der Wollüstling, sie wird wohl zahm werden. Da, mein Kind!“ und warf Jinny seine Tabatiere hin. Sie zog die Gardinen ihres Bettes zu, und wir thun ein gleiches über das, was her-

hernach zwischen der Wanton, und dem Lord vorgegangen seyn mag.

Die fehlgeschlagene Hofnung mit D. Hay, das härtere Betragen der Wanton, setzte Jinny's Gemüthsverfassung in die schrecklichste Lage. Sie verfiel auf das einzige noch übrige Rettungsmittel, den Hunger. Dies zog ihr eine Entkräftung und Anfälle von Magenkrampf zu, die sie bis zur Häßlichkeit entstellten. Und doch war die Wanton nicht zu bewegen, den D. Hay hohlen zu lassen. Einmal, als diese Frau außer dem Hause war, trat eine maskirte Person in Jinny's Zimmer, und umfaßte sie mit zärtlicher Rührung, die so heftig war, daß die unbekannte Person für todt beym Bette niedersank. Jinny hatte sich noch nicht vom Schrecken erhohlt, als noch zwey verlarvte Personen in die Stube sprangen. Sie bemächtigten sich der ersten, die kein Zeichen des Lebens von sich gab, und einer von ihnen riß ihr die Maske ab, um sie zu knebeln. Es war Jinny's treue, tugendhafte Mutter, und die beyden andern Unmenschen, ihr Vater und Bruder. Sie schleppten die sterbende Mutter hinunter, und der Wagen, in dem sie gekommen waren, fuhr sogleich fort. Wanton, die des Morgens darauf zurückkam, fand das un-

glück-

glückliche Mädchen in Wahnwitz. Aber ohne sich von ihrem Zustand rühren zu lassen, schalt sie sie ein Bettelmensch, und warf ihr vor, wer nun die zwanzig Guineen Kostgeld für sie bezahlen würde, da ihr Vater vermuthlich in die Hände der Gerechtigkeit gefallen sey, weil er eine Frau von der alten Brücke ins Wasser gestürzt habe, und man ihm eifrig nachsetze. Man denke sich Jinny's Kummer bey dieser Nachricht von ihrer Mutter und ihres Vaters entsetzlichem Schicksal. Doch wir wollen die folgenden Scenen überschlagen, und nur kürzlich melden, daß Jinny nach einem neuen ausgehaltenen Sturm des Lords glücklich von D. Hay des Nachts gerettet, und in sein Haus in Sicherheit gebracht wurde, wo sie in seiner Tochter, Charlotte, die liebenswürdigste Freundin fand. Jinny schlief diesen Abend das erstemal wieder ruhig, und mit den süßen Gedanken ein, morgen ihrem Wohlthäter mit neuer, frommer Dankbarkeit entgegen eilen zu können. Der Morgen kam, und Jinny flog mit Charlotten, die sie bestürzt rufte, in das Zimmer des Greises: Welch' ein Anblick: er saß, von einem Schlagfluß getroffen, bleich in seinem Lehnstuhl, und gab, nach wenig mühsamen Worten, seine Seele mit einem sanften Seufzen auf. Auf dieses Schrecken folgte ein

neues:

neues: der Nachtwächter, der zu Jinny's Befreyung geholfen hatte, kam athemlos gelaufen. „Der Lord ** hat bey der Frau Wanton im Zimmer eine Bibel gefunden, in der des Doctor's Name steht, nun weiß er alles: ich fürchte, daß er diesen Augenblick da seyn wird.“ Ihn kommen sehn, die Jinny anpacken, und sich mit ihr, weil er im Hause ganz bekannt war, in das Laboratorium des Doctors flüchten, das unter dem Hofe lag, war eins. Der Lord stürzte mit einer Pistole in das Zimmer des verstorbenen Doctors. Er fluchte, da er ihn todt fand, und drohte Charlotten, aber sie blieb standhaft dabey, daß sie nicht wisse, wo Jinny hingekommen sey. Der Lord sah sich also genöthigt, unverrichteter Sache wieder abzuziehn. Charlotte und ihre Freundin mußten nun das Haus des Verstorbenen, das nicht sein eigen war, verlassen, und mietheten sich, mit Hülfe des Nachtwächters, eine kleine Wohnung, wo sie sich mit Nähen und Zeichnen ihr Brodt verdienten. Jinny hatte den D. Hay gemalt, und trug das Bild zu einem Galanteriehändler zum Verkauf. Der Kaufmann, der die Schönheit und große Aehnlichkeit des Bilds bewunderte, bot sogleich zehn Guineen. Ein vornehmer Fremder in Maske, der zugegen war, wurde darauf aufmerksam,

und

und gab der Jinny hundert für das Gemählde, nachdem er sich zuvor ihre Wohnung sagen lassen. Frölich eilte Jinny damit nach Hause. Sie befriedigte die Gerichtsdiener, die sich Charlottens und ihre Haabseeligkeiten, wegen eine Schuldforderung vom verstorbenen Doctor her, bemächtigen wollten, mit der eben empfangenen Summe: aber nun waren beyde Freundinnen wieder so arm wie zuvor. Um Mitternacht pochte sie ein Ladenmädchen des Galanteriehändlers heraus, und zugleich drangen viele Personen herein, die Jinny in einen Wagen trugen. Der Fremde in der Maske war nemlich niemand anders gewesen, als Se. Herrlichkeit, Lord **.

Der Wagen fuhr scharf zu, und der Lord begegnete ihr sehr gelinde. Es war im Winter, und die Nacht äußerst kalt: Jinny, die nur einen leichten Schlafrock anhatte, litte heftig von dem Zugwind, sie war aber zu stolz, um den Lord zu bitten, das Feuster zuzumachen; doch wunderte es ihr, daß er es nicht so that, da er die schneidende Kälte in seiner leichten Maskeradenkleidung so gut als sie empfinden mußte. Endlich entdeckte sie, daß beyde, der Lord und das Ladenmächen, vom Redoutenball und dem Wein vermuthlich ermüdet, schliefen.

fen. Sie öfnete also behutsam den Schlag, und sprang hinaus, fiel aber so hart auf die gefrorne Erde, daß sie unbeweglich liegen blieb. Bedienten, die auf der Kutsche standen, hörten den Fall, achteten es aber in der Dunkelheit nicht. Jinny, als sie wieder zu sich selber gekommen, rafte sich auf, und lief, mit wunden Füßen, so weit fort, als sie konnte; Kälte und Kraftlosigkeit beraubten sie aber bald der Sinne. Sie fiel in einen Schlaf, und glaubte, es sey der Tod. Zwey Fleischer fanden sie in dem Zustand, und brachten sie, vom Mitleid gerührt, nach London. Hier war ihr erstes, Charlotten aufzusuchen, und nun wählten beyde Freundinnen sich ein entlegeners und unbekannteres Quartier. Nähen und Zeichnen, und funfzig Pfund, die ihnen der Nachtwächter bezahlte, der sie dem verstorbenen Doctor schuldig gewesen war, setzte ihre kleine Haushaltung auf einen guten Fuß. Nach einiger Zeit glaubte Jinny, mit tiefer Betrübniß, an Charlotten eine merkliche Aenderung zu spüren. Sie wurde zurückhaltend, traurig, unruhig. Jinny ertrug es lange, endlich drang sie in ihre Freundin. Charlotte gestand ihr voll Verzweiflung, daß sie von Leidenschaften und Begierden verzehrt würde, die sie nicht unterdrücken könnte, ob sie gleich ihre Schänd-

lichkeit kenne. „Hier, sagte sie, indem sie ihren Kuffer aufschloß, und einige Bücher herausnahm, warum haben diese Bücher mein Herz zum Sammelplatz der Unreinigkeit gemacht? Warum verschlang nicht die Erde die Feinde der Menschheit, die diese Bücher schrieben, diese Zeichnungen verfertigten, diese Abscheulichkeiten in die Hände der Engländer brachten.“ Sie warf die Bücher hin. Jinny erblickete in dem einen, das aufgeschlagen liegen blieb, einen Kupferstich, der ihr bekannt vorkam. Man stelle sich ihren Abscheu vor, als sie entdeckte, daß dies eins von den Büchern sey, die sie hatte, unter andern Mishandlungen ihres Vaters, übersetzen müssen. Zum Glück war Charlotte nur auf dem Weg zum Verderben, sie hatte den letzten Schritt noch nicht gethan. Jinny's sanfte Tröstungen, ihre Geschichte, die sie ihr, von den Tagen ihrer Kindheit an, erzehlte, thaten die heftigste Wirkung auf ihr Herz. Sie fiel Jinny weinend um den Hals: „Kleiden sie sich an, wo ihnen ihr Leben lieb ist. Wissen sie, daß ich bis heute die Versprochene des Sohnes der Frau Wanton und ihre Verrätherin gewesen bin, und daß um drey Uhr der Lord ** hier seyn wird.“ Jinny's Angst, wie sie diesen Namen aussprach, können sich unsre Leser leicht

leicht einbilden. In dem Augenblick kam auch der ehrliche John, der Nachtwächter, den Charlotte hatte rufen lassen, und beyde Frauenzimmer begaben sich unverzüglich mit ihrem wenigen Hausrath in sein Haus in Sicherheit, bis sie ein ander Quartier ausfindig machen würden. Charlotte wollte nicht zu Bette gehn. Jinny aber erfuhr von neuen, daß nichts so süß ist, und daß nichts durch die Natur so bereitwillig angeboten wird, als der Schlaf nach einer überstandenen Gefahr. Beym Erwachen fand sie Charlotten nicht mehr. Sie war verschwunden, und hatte einen Brief zurückgelassen, welcher die Geschichte ihrer Bekanntschaft mit Wanton, ihre Reue und Verzweiflung enthielt.

Unsre Leser werden nun glauben, Charlotten in langer Zeit nicht wieder zu Gesichte zu bekommen, und Jinny glaubte es selber, allein noch den Abend erschien sie in Begleitung ihres Onkels, desselben Onkels, der bey dem Tode ihres Vaters sie gänzlich verließ, weil, wie sich hernach zeigte, seine geitzige Frau, in Hofnung, den D. Hay allein zu erben, Charlotten's Briefe unterschlagen hatte. In der Verzweiflung, in der Charlotte die Jinny verließ, war sie eben Willens, in die Themse zu

springen, als sie sich in den Armen ihres Onkels sah, der an den Ufern des Flußes seine Muhme, die er so lange vergeblich gesucht hatte, voll inniger Freude hier antraf, und umarmte. Da seine böse Frau vor einigen Monaten gestorben war, so nahm er Charlotten und ihre Freundin in sein Haus. Nach einem Jahre ward der gute Alte bettlägerig, und starb eben so schnell an einem Schlagfluß, als sein Bruder. Charlotte wurde Erbin seines ganzen Vermögens, bis auf 2000 Pfund, so der Onkel der Jinny, und 4000 Pfund, so er einem jungen Menschen, Poor, vermacht hatte, der sich damals in Herrn Hay Angelegenheiten in Paris aufhielt. Herr Poor kam aus Paris zurück, sein Legat in Empfang zu nehmen, und Charlotte fand ihn so liebenswürdig, daß er ihr Herz erhielt. Um eben diese Zeit bekam Jinny an Herrn Kinsmann, einem Kaufmanne, der mit Herrn Hay in Compagnie gehandelt hatte, einen Freyer, der aber nicht so bald ihren Entschluß, ihn nicht zu heyrathen, gewahr wurde, als er seine Liebe in Freundschaft verwandelte.

So feurig Charlottens Zärtlichkeit war, so wunderlich betrug sich Herr Poor; Jinny hatte alle Mühe, ihn zur Heyrath einer so liebens-

liebenswürdigen Person, wie Charlotte, und die er doch heftig liebte, zu bereden. Die Hochzeit ging endlich vor sich, und gleich den Morgen darauf sah Jinny den Bräutigam in aller Frühe wegreiten. Sie lief zu Charlotten, die sie in dem entsetzlichsten Gemüthszustand antraf. John, der Nachtwächter, klärte alle das Räthsel auf. Kaum hörte er von der neuen Verbindung, als er ausrief: Diese Ehe sey schreckliche Blutschande; Poor sey des D. Hay natürlicher Sohn, nur er wisse noch um dies Geheimniß. Kinsmann allein vermogte in dieser betrübten Lage Trost zu geben. Er kann ein Sohn des Hay seyn, sagte er, aber Charlotte ist nicht seine Schwester: Gehen sie, fuhr er zu Jinny fort, beruhigen sie diese unglückliche Frau; sagen sie ihr, daß sie nicht die Tochter des Hay, sondern eines Lord Killed ist. Wir übergehn die Folge dieses Auftritts, Poor's Selbstmord, und Kinsmann Erläuterungen, wie Charlotte die Tochter des Lord Killed, und das Kind seiner Schwester seyn könne. Wir wollen davor einen Augenblick den Herrn Handsom besuchen, der die ganze Zeit, daß Jinny, seine Schwester, theils schriftlich, theils mündlich ihre Geschichte erzehlte, immer auf seinen Krankenbette blieb. Mamsell du Bois (der Popanz, vor

dem sich die kleine Fanny Wilkes so sehr fürchtete) hatte vergebens versucht, Jinny bey Miß Handsom und ihrem Bruder anzuschwärzen. Ob's Neid oder Eifersucht war, was sie dazu antrieb, das wissen wir nicht. Jinny verrichtete ihre Schreibereyen gemeiniglich in einem Gartenhause; hier ließ sie einmal einen ihrer Briefe an Miß Handsom liegen, und dieser fiel in der du Bois Hände. Sie schrieb sogleich der Lady Foster nach London: Jinny sey die Tochter des berüchtigten Isaac Strange, und die gewesene Maitresse des Lord **. Lady Foster befahl hierauf Herrn Handsom, diese Betrügerin sogleich aus dem Hause zu jagen, weil sie ihre Pflegetochter, Fanny, durch sie nicht verdorben sehen wollte. Denn Fanny war nicht das natürliche Kind der Lady, sondern auf ihrer grand tour durch Europa rieth ihr eine Freundin, weil die Lady immer gern eine Tochter haben wollte, die kleine Fanny an Kindesstatt anzunehmen. Eine kranke Engländerin, Frau Wilkes, zu Calais, hatte dieses Kind bey sich, war aber nicht seine Mutter, sondern nahm es vor einiger Zeit aus Mitleid einer andern unbekannten Frau, Namens Nurse, ab; sie selbst starb gleich darauf.

Jin-

Jinny fand an Herrn Handsom einen warmen Vertheidiger. Während daß er mit den Beweisen von ihrer Unschuld, die ihm nicht schwer zu rechtfertigen fiel, beschäftigt war, reisete sie mit seiner Schwester von neuen zu Handsom's Mutter, und setzte im Wagen ihre Erzehlung folgendergestalt fort.

Herr Kinsmann war immer tiefsinnig und ernsthaft, so munter er sonst gewesen war; es dauerte nicht lange, so kam er zu Jinny, und enträthselte ihr die Ursache seiner Schwermuth. Nach dem Korb, den er, wie unsre Leser sich erinnern, von ihr erhalten hatte, setzte er alle seine Hofnung auf eine Verbindung mit seiner Haushälterin, der frommen Frau Living, einer angeblichen französischen Officierswittwe, und sehr würdigen Frau. Sie war weit älter als er: es war auch nicht Liebe, was er zu ihr empfand, aber eine zärtliche Anhänglichkeit, ein unüberwindlicher Hang des ganzen Herzens, eine unbeschreibliche Entschlossenheit, sich nie von ihr zu trennen. Und diese Person fand er auf dem Punkt, durch den Tod zu verlieren! Er drang von neuen in Jinny, seine Hand anzunehmen, und da sie es ihm wieder abschlug, so bot er sich zur Gnade nur das aus, daß sie ihn und seine Kranke

besuchen wollte. Jinny that es; die Unterredung, die sie mit Frau Living hatte, war rührend, und grub sich tief in Jinny's Herz. Nie wurde es ihr schwerer, sich von einer Person zu trennen; eine Bewegung des ganzen Herzens, der sie nicht widerstehen, hielt sie so fest an der Thüre, daß Herr Kinsmann sie zurückführen mußte. Frau Living starb, und man händigte Herrn Kinsmann einen Brief ein, den man unter ihrem Kopfkissen gefunden hatte. Es war ein Brief an Kinsmann, und als er das umliegende Papier aufwickelte, fiel ihm ein Portrait ins Gesicht. „O Gott, schrie er, was sehe ich?“ und gab Jinny das Portrait. Sie war nicht weniger erschrocken. Es war ihr eigenes Bildniß, daß ihr Bruder kurz vor ihrer Abreise vom Hause gemalt hatte. Die Aufschrift des Briefs: An Johanna ** war von ihrer Mutter Hand. Jinny flog ins Zimmer der Frau Living, und warf sich auf ihre Leiche: „Komm zurück, rief sie, o komm zurück, vollendete Seele! O Mutter, noch einmal umarme deine unglückliche Tochter!“ — — In dem Briefe der Verstorbenen wurde einer Frau Heavy erwähnt, welches die Vertraute ihres Kummers und von ihrem Schicksale hinlänglich unterrichtet gewesen war. Zu dieser ließ sich Jinny unverzüglich brin-

bringen, so bald sie sich nur etwas erhohlt hatte, und Frau Heavy unterrichtete sie in den Begebenheiten ihrer Mutter. Nach der Maskerade, wo sie ihr Mann bey dem Bette seiner Tochter überraschte und fortschleppte, auch wirklich in die Themse stürzte, blieb sie nicht todt, sondern auf einem Absatz der Brücke unter unsäglichen Schmerzen des Falles liegen. Sie kroch endlich eine Treppe hinan, und ließ sich zu ihrer Freundin, der Frau Heavy, bringen, bis sie endlich der Mangel an Unterhalt nöthigte, bey Herrn Kinsmann, Dienste, unter einem falschen Namen zu nehmen. Diese Erzehlung nahm den größten Theil des Abends hin, und Frau Heavy, und ihre Tochter bezeugte einen so freundschaftlichen Antheil an Jinny's Kummer, daß die Zeit unvermerkt verstrich, und der Wagen um zehn Uhr noch viel zu früh zu kommen schien. Jinny bat sich die Gesellschaft der Miß Heavy aus, und ihre Mutter erlaubte es. Sie fuhren unter einem heftigen Ungewitter fort. Nachdem sie eine lange Zeit unterwegens gewesen waren, glaubten sie endlich bey dem Licht der Blitze zu bemerken, daß sie nicht in London seyn könnten; und zuletzt wurden sie ganz deutlich gewahr, daß sie im freyen Felde waren. Sie verdoppelten ihr Geschrey, und es sprang ein

Bedienter herein, der vorgab, er könne sich aussen nicht länger vor dem Regen bergen. Bey jedem Blitze sahen sich er und Mistreß Heavy scharf an. Mit einmal schrie die letztere: „O Miß, wir sind verlohren, das ist Wanton!“ — „Ja, antwortete der vermeynte Bediente, ich bin Wanton, und Miß Strange kann versichert seyn, daß ich diesmal besser Achtung geben werde.“ — Und Sie, mein Engel, (zur Heavy) sie sind auch eine ganz erlaubte Priese. Das Donnerwetter ist so gütig, mir an ihnen ein ganz artig Gesichtchen zu zeigen. Er wollte sich hierauf einige Freyheiten herausnehmen, sie schlug ihn aber so derb an die Ohren, daß er um Hülfe rief, worauf noch ein Bedienter hereinsprang. Sie wurden in einen Flecken an der Themse auf ein Gartenhaus gebracht, und von zwey frechen Weibsbildern in Empfang genommen. Lord * * blieb nicht lange aus. Er machte es jetzt mit Jinny, wie Wanton mit Heavy in der Kutsche. Da der Empfang auch nicht besser, als jener war, so rief er die beyden Mädchen zu Hülfe, die aber sich an die kleine Löwinn — denn das schien Miß Jinny in dem Augenblicke — nicht wagen wollten. Diese außerordentliche Stärke, die schwache Personen oft in großer Gefahr besitzen, gehört unstreitig unter die unerklär-

erklärbaren Dinge; die Seele scheint in solchen Umständen Hülfsmittel im Körper zu finden, die sie vorher nie gesucht oder vermuthet hätte.

Der Lord sah Jinny, die sich seinen beyden Helferinnen so furchtbar gemacht hatte, mit Erstaunen an. Er näherte sich ihr mit Ehrfurcht, und sprach aus dem sanftesten Tone. „So ein Frauenzimmer habe ich gesucht, nehmen sie meine Hand an. Meine Gesinnungen haben sich geändert. Ich gehe nach Schottland, wo ich den übrigen Theil meines Lebens zubringen will. Ich habe einen katholischen Priester in meinem Gefolge. Machen Sie mich glücklich! Lassen sie ihn noch heute mein Schicksal mit den ihrigen verbinden. Ich bin in ihrem Vaterland der reichste, ich bin also der einzige, der so viel Tugend belohnen, und so viel Schönheit beglücken kann. Zu ihren Füssen“ — Er wollte weiter fortfahren, als ihn Jinny voll Verachtung unterbrach. Mit edelm Stolz warf sie seine Vorschläge von sich. Der Lord sprang wüthend auf. „Schweig, Unsinnige, schrie er, und schlug sie ins Gesicht. Du bist zu klein für meine Rache; ich werde dich dem Wanton übergeben, und ich freue mich, ein Zeuge der Raserey zu seyn, die dich in seinen stärkern Armen entseelen wird.“ Wanton, rief er — und nun wär' es um

Jin-

Jinny geschehen gewesen; allein Mistreß Heavy fiel unvermuthet den Wanton an, als er seine Beute forttrug. In dem Augenblick trat Herr Kinsmann ins Zimmer, aber zugleich stürzten auch eine Menge Bediente des Lords herein; die beyden Frauenzimmer wurden in eine Kutsche, und von da in ein Schiff geschleppt, das Wanton, ihr Aufseher, gemiethet hatte. Der Jinny begegnete man sehr gelinde, der Heavy aber desto härter. Der Vorwurf, daß sie an dem Unglücke dieses armen Mädchens Ursache sey, und die Erwartung ihres immer mehr herannähernden Schicksals quälten Miß Jinny unaussprechlich. Am fünften und letzten Tag ihrer Farth ward das arme Mädchen bey einem Sturm, durch ein Seegel, in das Meer geschleudert, wo sie auch, aller angewandten Mittel ohngeachtet, ertrank. Zu Dunbar setzte man die Jinny ans Land, und sogleich ging die Reise, in Gesellschaft des Lord's, weiter. Zwey Meilen von Edimburgh, in einem Walde, griff eine Räuberbande das Gefolge des Lord's an, bemächtigte sich seiner Wagen, und führte alles tiefer in Wald. Es war schon ganz finster, aber Jinny erkannte doch das Gesicht, hauptsächlich die Stimme des Anführers dieser Bande. Es war eine Person, die sie mehr fürchten mußte, als den Lord

selbst — Es war ihr Vater. Der Lord erkannte ihn bald darauf auch. Er schimpfte auf ihn, und befahl ihm, wenn er seine Tochter lebendig sehen wollte, sich sogleich zu entfernen. Jinny's Vater antwortete durch Spöttereyen: „Ich kann mir, sagte er, den Zustand, in dem meine Tochter aus Dero hohen Händen kommen würde, so lebhaft vorstellen, daß ich sehr zweifle, ob jemals wieder ein Stück Gelds mit ihr zu verdienen ist.“ — „Elender, unterbrach ihn der Lord, hier ist deine Tochter!“ — „Meine Tochter,“ und zugleich riß er sie aus der Kutsche. Der Lord wollte sich wehren, empfing aber einen Stich mit dem Hirschfänger. Einer von der Bande mußte ihm hierauf unter einigen langsamen Stichen vollends hinrichten. Als er endlich todt war, stieg Jinny's Vater in die Kutsche, und zog seine Tochter bey den Haaren hinein. Hier fing er an, ihr den entsetzlichsten Plan zu ihrem künftigen Leben zu machen, doch einige Pistolenschüsse nöthigten ihn in dem Augenblick die Kutsche zu verlassen. Es war **Wanton**, der einige Bediente des Lord's versammelt hatte, und Jinny's Vater angriff. Er verwundete ihn tödlich, und fuhr mit dem Wagen davon. Bey der Austheilung der Beute fiel Jinny dem **Wanton** zu, der sie nach Edimburgh

burgh in ein Haus brachte, daß unter dem Namen des Venustempels bekannt war. Frau Bawd, der sie Wanton überlieferte, kleidete sie sogleich in die Tracht der Priesterinnen dieses Tempels, das heißt, so wollüstig, als möglich, und nun fielen Auftritte vor, wie sie in einem solchen Hause gewöhnlich sind. Wanton mußte endlich auf einige Zeit verreisen, und Jinny fand Gelegenheit, durch die Gitter ihres Fenster's, die auf einen Garten stießen, in welchem ein Frauenzimmer spatzieren ging, ein Blatt zu werfen, worauf sie mit Bleyfeder einige flüchtige Zeilen um Rettung geschrieben hatte. Um diese Zeit mußte Wanton nach Calais, eines Meuchelmord's wegen, flüchten, und verlangte von der Bawd die Jinny zurück, die sie ihm aber nicht auslieferte. Sie führte des Abends einen jungen Menschen im Reitkleide bey ihr ein, dem keine von ihren Pflegetöchtern schön genug gewesen war; der aber mit Jinny's Schönheit zufrieden zu seyn schien. Er begegnete ihr, wie man Personen von der Art in solchen Häusern begegnet, und lachte über ihre Thränen und Bitten; endlich entfernte er sich, und bald darauf erhielt Frau Bawd einen Befehl von Sir James Hope, Lordprovoß von Edimburgh, (dies war der junge Mensch) der bey ihr befindli-

findlichen Miß Jinny B**. die Freyheit zu geben; ein Befehl, den die Bawd unter tausend Verwünschungen sogleich befolgen mußte. Jinny erstaunte bey Erblickung des Namens Hope, denn sie hatte in ihrer Kindheit eine Familie gekannt, die diesen Namen führte, und ihrer Mutter sehr zugethan war. Sie wurde aber noch weit angenehmer überrascht, als ihr die Bawd noch einen Brief von der rechtschafnen Miß Constance Hope, der einzigen Freundin ihrer ersten Jugend, einhändigte. Constance kam ihrer Jinny auf dem Weg entgegen, und ihr Entzücken war unbeschreiblich. Sie war die Dame gewesen, der Jinny das Blatt zuwarf; ihr Bruder besuchte das Haus der Bawd blos in der Absicht, um diese Unglückliche, die um Hülfe bat, zu retten. Zu seiner größten Bestürzung entdeckte er in ihr die Jinny, die Geliebte seiner frühesten Kindheit, und die noch sein Herz besaß. Um zu erfahren, ob ihre Unschuldsgeschichte nur Verstellung, und sie wirklich so tiefgesunken sey, als alle Umstände vermuthen ließen, begegnete er ihr auf die schon erwähnte Weise. Er erkannte aber gar bald die Wahrheit, und fühlte nie das Glück, eine obrigkeitliche Person zu seyn, stärker, als da er den Befehl zu ihrer Befreyung ausfertigen konnte. Jetzt scheute

er

er ihre Blicke, denn Jinny's Antwort auf einen Brief, worinn er ihr seine Hand antrug, beugte seine Seele. Sie verehrte in ihm den rechtschaffenen Mann, aber ihn lieben — das konnte sie nicht.

Jinny's erste Beschäftigung bestand darin, nach London zu schreiben, und sich nach ihren Freunden zu erkundigen. Die Antwort, die sie von Charlotten erhielt, klang traurig. Die Frau Heavy starb bald nach der Trennung von ihrer Tochter, und vermachte, weil sie den Tod ihres Kindes nicht erfahren, vor der Hand ihr Haus dem redlichen John. Herr Kinsmann ging vor Kummer aus England, und überließ die Verwaltung seines Vermögens, und ein Drittheil desselben der Charlotte. Er schrieb ihr, daß sein Gemüth nicht anders, als durch eine gänzliche Absonderung von allen, die er kannte, geheilt werden könnte, und daß sie zu dem Ende keine Briefe von ihm erwarten dürfte. Charlotte selbst lebte, immer kränklich, mitten in London, in der allerstrengsten Einsamkeit, und bat Jinny inständigst, wieder ihre Gesellschafterin zu werden. Aber die Furcht vor der großen Welt, und hauptsächlich vor London, schreckte Jinny ab, diesen Wunsch zu erfüllen, und sie begnügte sich unter dem Namen Miß

Heavy Briefe mit ihr zu wechseln, obgleich die Krankheit Charlotten nur selten zuließ, ihr zu antworten. Sir James fuhr fort, seine Bemühungen um Jinny, während ihres Auffenthalts bey seiner Schwester, mit gleicher schüchterner Ehrerbietigkeit, aber immer gleich fruchtlos, fortzusetzen. Miß Hope heyrathete endlich, und Charlotte, die Jinny's ganze Lage kannte, brachte sie zur Lady Spelter zu Frotwill, derselben Dame, die sie hernach der Lady Foster empfahl. Als sie in die Kutsche stieg, um zur Lady Spelter zu fahren, fand sie ein Blatt von Sir James auf ihrem Sitze, das Klagen über ihre Trennung, und unter andern folgende zwey Strophen enthielt.

– Willst du die Ruhe finden,
  Die mich Zeitlebens flieht:
O! so vergiß die Linden,
  Wo mir dein Denkmal blüht;

Vergiß die frischen Wiesen,
  Die ich mit dir durchstrich;
Die Bäche, die da fließen,
  Vergiß! vergiß auch mich!

Jinny's Geschichte ging eben zu Ende, als die Damen durch die Erscheinung einer Manns-

person unterbrochen wurden. Es war nicht Herr Handsom, der die Jinny abzuhohlen versprochen hatte, und den man erwartete, sondern der eben erwähnte Sir James, bey dessen Anblick Jinny sogleich verschwand, und Miß Handsom, die sie allenthalben suchen ließ, durch ihre plötzliche Verschwindung nicht wenig in Aengsten setzte. Jinny floh durch eine Allee, die nach der Hinterthüre des Gartens führte, als sie einer zwoten Mannsperson begegnete, welche nach dem Hause heraufeilte. Durchdrungen von, wir wissen nicht welcher, Empfindung, warf sie sich ihn in die Arme. „O, schrie sie, mein Geliebtester! retten sie mich! Haben sie einiges Mitleiden, ach! so bringen sie mich unverzüglich nach Colwark.“ Herr Handsom, denn es versteht sich doch wohl aus dem, was bisher gesagt worden ist, daß er es wär? Herr Handsom — es thut uns leid, daß wir es so trocken wegsagen müssen — erlaubte sich einige Küsse, die Jinny — man denke! — ihm sehr willig gab. Beruhigen sie sich, liebstes Kind, rief er, der Wagen steht noch hier, denn ich bin in diesem Augenblick von Colwark gekommen, um sie abzuhohlen. Aber meine theuerste Jinny, (und hier noch einen Kuß) was ist ihnen begegnet? „Ich will ihnen alles sagen, antwortete Jin-

ny,

ny, kommen sie nur, und seyn sie der Schutzengel einer Unglücklichen, die ein unbeschränktes Zutrauen in sie setzt." — (Wir haben vergessen, ob wir unsern Lesern schon gesagt haben, daß Herr **Handsom** von seiner Schwester ein abrégé der ganzen Geschichte **Jinny's**, wie wir sie schon auch wissen, empfangen hatte, und folglich ganz unterrichtet war.

Die Verlegenheit des Paars in der Kutsche konnte nicht größer seyn. **Jinny** wußte, daß Herr **Handsom** sie liebte; sie liebte ihn selbst auf's lebhafteste. Sie konnte also, bey der Erzehlung der Ursache ihrer Flucht, nichts anders erwarten, als daß er bey einer so bequemen Gelegenheit von seiner Liebe reden würde; aber Herr **Handsom** that dies mit keinem Wort, und dies machte ihre Verlegenheit noch größer. In so zweydeutigem Verhältniß kam man nach Colwark, wo **Miß Handsom** am folgenden Tage auch eintraf, nachdem sie vorher von **Jinny**, durch ein Billet von ihrer Sorge um sie, befreyt worden war. **Miß Handsom** blieb die Zuschauerin der gegenseitigen verschwiegenen Liebesleiden ihres Bruders und ihrer Freundin, und nach einem Jahre wurde sie selbst die Braut eines deutschen Patriciers, **German**, eines Bekannten ihres Bru-

ders. Er langte vor einigen Monaten aus Deutschland an, um in England die Freyheit im Original zu sehn, von der die Freyheit in den deutschen Seestädten eine so richtige Kopie ist. Auf einmal erhielt **Jinny** einen neuen Brief aus **Geveudam** von **Sir James**, dem einer von Herrn **Kinsmann** beygeschlossen war. Sir James traf ihn in den einsamen Thälern der Sevennischen Gebirge an; er hatte in einem Testamente zwey Drittheile seiner Güter der Jinny, und das andre der **Charlotte** vermacht. Jinny's Antwort an Sir James war mit den vorigen gleichlautend, nur daß sie ihm jetzt darin gestand, daß ein andrer bereits ihr Herz habe. Ihre Freundin, **Miß Handsom**, die wir inskünftige nur Elisabeth nennen wollen, nahm davon Gelegenheit, ihr das Geständniß abzulocken, daß ihr Bruder dieser Glückliche sey. „Beschämen Sie mich nicht, setzte Jinny hinzu, indem sie an ihre Brust sank, trösten Sie mich vielmehr, Geliebte. Ihr Bruder flieht mich; ach, meine Theureste, er liebt nicht, wenigstens nicht mich!“ Elisabeth versicherte ihr, daß sie sich irre, und daß ihr Bruder sie von ganzen Herzen liebe; sie wurden durch die Lady Foster unterbrochen, die unvermuthet hereintrat, und über ihre Thränen liebreich scherzte. Elisabeth gab von dem Gespräch

sprach ihrem Bruder sogleich Nachricht, allein sie fand diesen eben so kleinmüthig und verzagt, wie Jinny, und die beyden Leutchen würden mit aller ihrer wechselseitigen heißen Zärtlichkeit nicht weiter gekommen seyn, wenn die schalkhafte Schwester nicht einmal das Tempo abgepaßt, ihre Hände ineinander gelegt, und das herzlichste und verwirrteste Geständniß ihrer Liebe beyden abgedrungen hätte. „Das ist mir lieb,“ rief Lady Foster, die mit Freudenthränen aus dem nächsten Zimmer kam. Schon acht Tage habe ich sie belauscht, um den schönen Auftritt zu sehn. Lassen Sie mich nun auch etwas dabey thun, fuhr sie fort, indem sie beyder Hände zusammengab. Die Freude müssen sie mir gönnen, daß ich ihre Hochzeit selbst, und zwar in London, besorgen darf. Beyde dankten der Lady auf eine Art, die ihr nicht anders als gefallen konnte, und die Abreise nach London ward auf den nächsten May festgesetzt. Die Foster's reiseten bereits zu Anfange des Jahres dahin ab, folglich blieb das glückliche Paar auf dem Gute allein. Durch einen Zufall im Parlamente — denn Herr Handsom hatte seinen geistlichen Stand schon nach seiner Krankheit aufgegeben, und Lady ihm eine Stelle beym Parlament verschaft — mußte die Vermählung bis zum

Julius aufgeschoben werden. Und eben dies war der unglückliche Monat, in dem Hidden, auf Anstiften des Secretärs Setter und der du Bois, das Glück dieser würdigen Personen so grausam zerstörte. Ob Jinny dabey todt blieb, das haben wir nur vom Hörensagen und aus der kleinen Fanny Munde; ohngeachtet wir zweifeln, ob unsre Leser sich noch dieses Kindes und ihrer Gefährtin Sophie erinnern, so weit und so lange haben wir uns von ihnen entfernen müssen; doch Geduld! nun wollen wir uns gleich nach ihnen umsehen.

Handsom, nach dem sich Sophie zu Dunkar, nach dem Empfang seines erdichteten Briefes, bey dem Kommendanten der Festung aus den Thorzetteln erkundigt, und ihn nicht gefunden hatte, Handsom, der seine Jinny und die Fanny allenthalben aufsuchte, fand leider! nur die letzte. Da Hidden und seine Bande bereits in Verhaft, und die nöthigen Befehle zu Verfolgung Setter's und der du Bois gegeben waren, so setzte er mit seinen zwey Gefährtinnen seine Reise nach London fort. Mitten unter dem tiefen Gram, wovon sein Herz, durch Fanny's Erzehlung, daß Jinny an ihrer Seite erschossen worden sey, gequält wurde, entdeckte er, daß er, wider seinen

nen Willen, Eindruck auf Sophien's weiches und verstellungfreyes Herz gemacht habe. Diese Entdeckung bekümmerte ihn noch mehr, und er faßte den Entschluß, gegen sie so behutsam und zurückhaltend als möglich zu seyn, um durch ein unbedachtsameres Betragen ihre unglückliche Neigung nicht noch mehr anzufachen. Er schätzte Sophien, er liebte den Umgang dieses vortreflichen Mädchen's, er wär für ihn das, was einem Genesenden die heitern Sommerabende sind; sie beleben die matten Nerven, sie gefallen der ganzen Empfindung — aber der Arzt verbietet ihren Genuß, weil ihnen schmerzhafte Empfindungen der Krankheit folgen, die noch in der Brust schleichet. Zu London traf Herr Handsom die Fostersche Familie nicht an, sie war schon und vor Empfang seiner Briefe nach Colwark abgegangen. Eben so wenig Trost erhielt er bey Charlotten Hay. Um aber unsre Leser nicht länger in Ungewißheit wegen Handsom und seiner Jinny zu lassen; so wollen wir die Briefe von Foster's und Elisabeth etwas beschleunigen, und die frölige Bothschaft verkündigen, daß Jinny lebt, und in dem Augenblick auf ihrem Zimmer zu Colwark ist. Setter und du Bois fielen in Calais dem Sir James in die Hände, dem ihr Betragen verdäch-

tig vorkam; daher er sie mit ihrem Raube in Verhaft nehmen ließ, und den ganzen Verlauf an Foster nach London berichtete.

— Unbeschreiblich? Ja freylich war die Freude und das ganze Betragen des Herrn Handsom bey dieser Nachricht unbeschreiblich! Fanny war nicht weniger entzückt über die Rettung ihrer lieben Jinny. Sophie schwieg stille, ihre Augen zeigten zwar Freude, aber einige Thränen, die aus ihren Augen schlichen, und mit denen sie sich wegbegab, verriethen dem scharfsichtigen Handsom die verborgenen Wunden ihres Herzens noch mehr. Geschäfte, die sein Amt foderten, hielten ihn in London zurück, ihn, der so gern am Bette der Miß Heavy — denn ein Wundfieber machte sie bettlägrig — geweint, und ihre Thränen weggeküßt hätte. Er ging unterdessen täglich zur Miß Hay, bey der auch Fanny und Sophie den größten Theil der Stunden zubrachten, die ihnen ihre Lehrmeister übrig ließen. Dieser Umgang war für alle von den erwünschtesten Folgen. Handsom wurde aufgemuntert, Fanny hielt sich für die Trennung von den ihrigen schadlos, das Gemüth und die Sitten der Sophie wurden gebildet, und Charlotte Hay durch die Gespräche ihres Freundes mit dem

Gedan-

Gedanken an das Leben wieder vertraut gemacht. Durch einen geschickten Arzt unterstützt war Herr Handsom so glücklich, ihren Gesundheitszustand merklich zu verbessern, so daß sie hernach ihre liebe Jinny in Schottland besuchen konnte. Ein Wundarzt von vieler Erfahrung, den Herr Handsom auch nach Colwark sendete, rettete gleichfalls die Jinny, die bis zur Ankunft des Herrn Plaster mehr als einmal an den Pforten des Todes gewesen war. Doch unsre Leser werden wissen wollen, wie das Mädchen den Räubern entgangen sey.

Bey dem Einbruche der Räuber flüchtete Jinny mit Fanny nach dem Kahn, einer von der Bande folgte ihr. Aus was für Absichten? ist leicht zu errathen; man bedenke, wie sehr die Angst und der nachläßige Anzug der Jinny ihre Reize erhoben haben müssen. Bey ihrem Widerstand feuerte er ein Pistol auf sie ab, und sie fiel ins Wasser. Was hernach mit ihr vorgegangen, weiß sie nicht. Sie erwachte im Wasser aus der Ohnmacht, und fand, daß sie auf einem flachen Grunde im Schilf lag, und mit dem Rücken gegen einen Balken gefallen war. Sie saß eine geraume Zeit, ehe sie sich besinnen konnte, wo sie war. Der Schmerz, den sie in der Wunde empfand,

brachte endlich einige Vorstellung von dem, was mit ihr vorgegangen war, und zugleich die Angst vor der Gefahr, in ihr Gemüth zurück, und sie strengte alle ihre Kräfte an, um weiter zu fliehen. Aber das Verbluten ihrer Wunde, die, da sie aufrecht ging, noch mehr gereizt wurde, und von neuen zu fließen anfing, nöthigte sie, sich bald wieder auf einen Stein niederzusetzen. Zuletzt ward ihr Kopf ganz wüste; alles, was sie ansah, vergrößerte sich bis an die Wolken, und ward grün und braun. Bis zum Tod ermattet fiel sie in einen Zustand, daß sie nicht wußte, ob sie schlief oder wachte. Durch einen Laut, den sie für das Wiehern eines Pferdes hielte, kam sie wieder zu sich selbst: doch konnte sie nicht lange in diesem Zustande gewesen seyn, denn wie sie erwachte, war es noch Nacht. Zum Glück hatte sich in dieser Zwischenzeit das Blut von selbst gestillt. Der Mond schien hell, und Jinny setzte ihre mühsame Schritte gegen die Spitze eines Hügels in der Hofnung fort, von da einen Ort zu entdecken, wohin sie ihre Zuflucht nehmen könnte. Auf dem Gipfel des Berges erblickte sie etwas, daß sie Anfangs für einen Weidenbaum, und dann für einen Menschen in Riesengröße hielt, bis sie zuletzt fand, daß es ein Gerichtspfahl mit einem Rad sey. Jinny hatte

nie

nie ohne Entsetzen eine Gerichtsstätte sehen können, und jetzt waren ihre Empfindungen noch gespannter als sonst. Ihre Angst vermehrte sich, als sie auf dem Rade sich etwas bewegen sah; sie beruhigte sich endlich damit, daß es ein Rabe oder eine Nachteule sey, und that die noch übrigen Schritte. Es war wirklich ein menschlicher Körper, aber er bewegte sich nicht mehr. Vielleicht ists ein Missethäter, dachte Jinny, der in diesem Augenblick den Geist aufgegeben hat, der sich seit gestern in seinem zerquetschten Körper quälte. Dieser Gedanke war so schrecklich für sie, daß ihr vor kaltem Schauer die Zähne zusammenschlugen. Sie guckte noch einmal hin. Der auf dem Rade bewegte beyde Arme. „Wer ist da?“ rief er endlich mit leiser Stimme, und Jinny stürzte zu Boden. Das Gespenst stieg vom Rade herunter. Es war ein Schäfer, der sich einen Todtennagel hatte hohlen wollen. Er bestrich Jinny mit Brandtewein, redete ihr zu, verband ihre Wunde, und brachte sie nach Dalkeith zu einem Wundarzte, wo Elisabeth sie abhohlte.

Hier zupft uns der Setzer beym Rock, und erinnert uns, daß der erste Band dieser Bibliothek die Gränzzahl seiner Bogen weit übersteigen würde, wenn wir in allen unsern Auszügen so

umständlich, wie bey dieser Geschichte, seyn wollten. Umständlichkeit ist freylich nöthig, wenn jeder Auszug, wie unser Plan war, ein kleiner Roman seyn soll, unterdessen wollen wir doch dem guten Mann folgen, das fünfte und sechste Buch etwas kürzer fassen, und mit wenig Worten sagen, daß Sir James, nachdem er in Holland, England, Frankreich noch immer krank an Liebe herumgeschwärmt war, endlich für gut fand, nach London zu kommen, und Herrn Handsom herauszufodern, um ihn zu zwingen, Miß Jinny Auffenthalt zu entdecken. Das Duell lief jedoch ohne Blut und ehrenmäßig für beyde Partheyen ab; Lord Hope warf sein Gewehr weg, umarmte seinen kaltblütigen Gegner, erklärte ihn des schönsten Mädchens würdig, und reisete von neuen über Hals über Kopf in fremde Länder. In Schottland gab es ganz andre Auftritte. Ein Galanteriekrämer erscheint, verkauft den Damen allerhand Waaren, Jinny öfnet ein Paket, wird blaß, schließt sich mit Charlotten auf ihr Zimmer, ist seit der Zeit tiefsinnig und traurig, und verschwindet endlich auf einmal. Ein Brief von ihr an einer der Damen zu Colwark, Miß Adams, entwickelt das Geheimniß. Der Galanteriekrämer war niemand anders, als der verkleidete Kammerdiener des Sir James gewesen, und das Paket enthielt einen Brief von ihm,

ihm, worin er Jinny ermahnte, sich nicht mit Herrn Handsom zu übereilen. Sir James traf nemlich durch einen besondern Zufall in Calais ein Weib an, die dem Herrn Handsom unter dem Namen Germain in Spanien gekannt hatte, und die von ihm, seiner Flucht mit des Generalinquisitor's Maitresse, und seinem Aufenthalte in Spanien Dinge zu erzehlen wußte, die nicht zu Herrn Handsom's Vortheil gereichten. Das schlimmste dabey war, daß Herr Handsom immer, selbst gegen seine Schwester, über gewisse Begebenheiten seines zwey und zwanzigsten Jahres ein tiefes Stillschweigen beobachtet hatte, und daß einige Briefe von ihm und dem besagten Frauenzimmer, die in des Weibes Händen sich befanden, und die Sir James mit an Jinny überschickte, das alles zu bekräftigen schienen. Es war blos wahrer Eifer für Jinny's Wohl, ohne Falschheit oder niederträchtige Ränke wider Herrn Handsom, was Lord Hope antrieb, ihr diese Nachrichten zu geben; sein ganzer Brief zeugte davon, und Jinny konnte um so weniger einen Zweifel oder Argwohn in diese für sie so schmerzliche Aufklärung setzen. Wie Herr Handsom seine Rechtfertigung führte, und wie die Lücke seines 22sten Jahres nicht länger mehr in seiner Geschichte unausgefüllt blieb, das besagt folgen-

folgender Aufsatz von seiner Hand, an eine Freundin der Jinny, aus dem wir in einer Nuß das merkwürdigste hier mittheilen.

Herr Handsom ging in seinem 22sten Jahre mit einem schottischen Grafen nach Spanien; der Graf starb in Spanien. Herr Handsom besorgte seine Verlassenschaft, und mußte in dieser Angelegenheit nach Saragossa in Arragonien reisen, wo ihm ein Freund, den er aber bey seiner Ankunft nicht mehr antraf, bey einer Frau Widow einmiethete. Er wurde krank. Frau Widow trug die äußerste Sorgfalt für ihn, verlangte aber thätige Erkenntlichkeit, als er seine Gesundheit wieder erlangt hatte. Anfangs gab sie ihm das ganz verblümt und weitschweifig, dann immer deutlicher und merklicher zu verstehen. In dieser Zeit wurden Sir James Beylagen zwischen ihnen gewechselt. Herr Handsom blieb kalt und unempfindlich bey allen ihren Kunstgriffen; er suchte sich mit der Flucht zu retten, fand sich aber bewacht. Frau Widow, wie er von ihrem Bedienten Juan erfuhr, vermogte alles über den Generalinquisitor, und war seine Maitresse. Herr Handsom wurde auch bald vor diesen fürchterlichen Richter gefodert, der ihm einen Aufsatz, an dentur septem sacramenta, (ob es sieben Sakra-

kramente gebe) von seiner Hand vorhielt, den ihm Frau Widow heimlich aus dem Pult entwendet hatte. Er kündigte ihm an, daß er, als ein Ketzer, dem heiligen Amte (so heißt das Inquisitionsgericht in Spanien) anheim gefallen sey: doch wolle er ihn vor der Strenge des heil. Amts zu entziehen suchen, wenn er die Frau Widow, der er überdem schon die Ehe versprochen hätte, heyrathen, und Spanien mit ihr verlassen wolle. „Ich bin alt, sagte der Inquisitor, und will mich jetzt der Welt entziehen; ich will aber diese meine Gesellschafterin nicht dem Urtheil der bösen Welt überlassen, und auch in Absicht auf mich, durch ihre Entfernung aus diesem Lande, dem Urtheil derer, die mich nicht von Person kennen, zuvorkommen.“ Anfangs machte Herr Handsom, oder vielmehr Herr Germain (denn diesen Namen hatte er angenommen, um sich für einen Franzosen auszugeben, und seine protestantische Religion zu verbergen) Herr Handsom machte einige Schwierigkeiten, allein die Furcht vor der Inquisition, deren Schrecken er schon im Gefängnisse empfunden hatte, zwangen ihm endlich die Einwilligung ab. Der Inquisitor sorgte für die Trauung, gab dem neuen Ehepaar ansehnliche Wechsel, und ließ sie und ihre Bediente unter Bedeckung nach Bilbao bringen, wo sie zu Schiffe giengen. Nach einer glück-

glücklichen Fahrt stieg Herr **Handsom** mit seiner Frau zu St. Helier auf der Insel Yersey aus, um bey einem vertrauten Freunde sich einige Monate aufzuhalten. Dieser Freund war aber gestorben, und hatte ihm ein kleines Landhaus nahe bey St. **Helier** vermacht, welches ihm auch unter dem Namen **Germain** eingeräumt wurde. Die ehemalige **Frau Widow** hatte sich unterdessen sehr gebessert, doch ihr Gemüth übergab sich auf einmal einer finstern Schwermuth, und es war Herrn **Handsom** unmöglich, weder ihren tiefen Gram zu stillen, noch auch einige Nachricht von ihren vormaligen Umständen zu erhalten. Während einer Reise, die Herr **Handsom** in Familiensachen thun mußte, kam seine Frau mit einem Sohne nieder, und bey seiner Rückkunft fand er Mutter und Kind todt. **Juan** zeigte ihm ihre Leichen, wo ihn die Physionomie des Kindes besonders rührte, und ließ sie zur Erde bestatten. Herr **Handsom** ging von neuen auf Reisen, um seine Schwermuth zu zerstreuen, es gelang ihm auch, mit Hülfe eines rechtschaffenen Freundes in Petersburg. Nach seiner Zurückkunft nach England fing sich derjenige Theil seiner Geschichte in Colwark an, den unsre Leser bereits wissen. Den Schluß seiner Rechtfertigung machen folgende Zeilen.

Still,

Still, wie auf der Rückkehr vom Nebel des Strandes,
Wo mich ein Freund zuletzt geküßt:
Und traurig, wie bey der Erblickung des Landes,
Wo vor mir nie ein Freund gewesen ist,
So bin ich dann – und schweige. Auch die Stunde,
Die Todesstunde, die sonst alle Wunden schließt,
Die findet mich noch still und traurig. Diese Wunde,
Die eine hoffnungslose Liebe schlägt,
Sie schmerzt, so lang mein Herz sich regt ꝛc.

Und Jinny hätte diese Wunde nicht heilen, ihrem unschuldigen Geliebten, der einen so mächtigen Fürsprecher in ihrem Herzen hatte, nicht vergeben, nicht schamroth über ihre Uebereilung ihm entgegeneilen sollen? Sie that es, der Friede ward unter den beyden glücklichen Verliebten wieder hergestellt, und alle der kleine Zwist diente nur ihre Liebe aufzufrischen, und ihr Glück noch zu verdoppeln. Ein würdiger Geistlicher, D. Gentle war gekommen, das Paar zu verbinden. Ihm trug Herr Handsom die Beruhigung des Gemüths der Sophie auf, deren Herz noch immer heimlich blutete, und die Ankündigung des Todes ihres Vaters, des Hidden, der im Gefängnisse gestorben war, nachdem er in einem Fragmente von seiner Hand einen Theil der schrecklichen Geschichte seines Lebens hinterlassen hatte. Er hieß Graf Periglio, und war ein Corse: um

 sich

sich an seinem Vater zu rächen, raubte er seine Schwester aus einem Kloster, lebte mit ihr in Blutschande, flüchtete nach London, und heyrathete dort eine Mistreß Meal, die er entführte, und wider ihren Willen ehligte.

So weit das Fragment — Unsre Leser belieben sich aus Herrn Handsom's Rechtfertigung eines gewissen Juan zu erinnern; dieser war seitdem Küster zu Southwell, und alleweile herbeschieden, um Jinny die Wahrheit von Herrn Handsom's zwey und zwanzigjähriger Geschichte zu bekräftigen. Er brachte aber noch eine andre Neuigkeit mit, nemlich — das Fanny Wilkes die Tochter des Herrn Hamdsom sey. Die Säugeamme, des Juan's Frau, hatte ihr eigenes todtes Kind, einen Knaben, untergeschoben. Was sie hierzu bewog, war ein Abgeschickter des Inquisitor's, der sich in Kopf gesetzt hatte, das Kind der Frau Widow katholisch erziehen zu lassen, und der den Juan und die Amme, seine Frau, bestach, ihm die Fanny zu überliefern. Sie betrogen aber dem Pater, nahmen das Geld und entwischten mit dem Kinde. Juan und seine Frau kamen hierauf von einander; indem ihn die letztere zu Calais aufsuchte, verfiel sie daselbst, unter dem Namen Nurse, in das tiefste Elend; und da war es, wo die Frau Wilkes aus Mitleid die kleine Fanny der Bettlerin abnahm, wie wir oben erzehlt haben.

Der Küster sollte Jinny selbst diese freudige Begebenheit hinterbringen. Bey ihrem Anblick wurde er bestürzt: „Ach Gott! rief er, sie sind also die Braut! Ach, Miß! vergeben sie mir doch!“ Jinny erschrack, ihr Geliebter aber sagte ihr heimlich, sie müsse sich nicht wundern, denn sie würde einen seltsamen Mann an ihm finden, der sich noch seltsamer ausdrückte. „Fürchtet nur nichts, sagte er darauf zu ihm, die Miß Heavy wird euch gern verzeihen.“ Miß Heavy? sagte der Küster mit einer Bewegung, über die alle lachen mußten. „Nun, nun, fahrt nur ohne Furcht fort,“ sagte Herr Handsom. Der Küster that es, und erzehlte, was wir schon wissen, worauf Jinny und die Damen sich wieder auf ihre Zimmer begaben. Herrn Handsom war unterdessen die Bestürzung des Kerls aufgefallen. Er drang in ihn; jener wurde immer ängstlicher. „Wenn sie es wäre, so würde sie mich Bösewicht sogleich erkannt haben. Lassen Sie es nur gut seyn, ich habe mich geirrt — ich dachte, die Braut wäre eine Gräfin; ich habe eine Gräfin gekannt, — „Aber erzehlt doch, sagte Herr Handsom, die Geschichte eurer Gräfin“ — Der Küster fing hierauf die Geschichte an, die unsern Lesern eben so unerwartet kommen, und sie eben so versteinert hinterlassen wird, als sie ein Donnerschlag für Herrn Handsom, die unglückliche Jinny, und für alle ihre Freunde und Freundinnen war.

Juan diente schon bey der Frau Widow, ehe sie nach Spanien ging; sie ließ sich von Lord Lavish und Lord Rich unterhalten. Sie, die blutschänderische Periglio, (die wir aus Hidden's Fragment kennen) und die Frau Wanton sind Eine Person. Ihr Bruder, der Graf, war damals in Schottland, unter dem Namen, Strange. Er schickte ihr seine Tochter, die er mit der Mistreß Meal erzeugt hatte, die Jinny, und als diese durch den D. Hay entführt wurde, verdroß es dem Lord Lavish so entsetzlich, daß er der Periglio drohte, ihre wissentliche und vorsetzlich geführte Blutschande bey den Gerichten anzugeben, wenn sie Jinny nicht wiederschafte. Aus Furcht floh sie, unter dem Namen Widow, nach Spanien, wo sie den Handsom heyrathete. Der junge Wanton war das von den Geschwistern Periglio erzeugte Kind. Der Graf Periglio aber hatte seinen Namen nachher noch einmal geändert, und sich Hidden genannt. — Die Folgen dieser schrecklichen Entdeckung kann man sich leicht vorstellen. Herrn Handsom's Ehe mit Jinny war nunmehr eine Unmöglichkeit. Eben ging man hin, dem unglücklichen, zärtlichen Mädchen diese traurige Bothschaft zu bringen. — Unsre Leser werden uns verzeihen! Wir können bey dieser jammervollen Scene unmöglich zugegen seyn. — Wir schließen!

IV.

Romane der Ausländer.

I.

Die entlarvten Mönche, oder die kurzweilige Geschichte des D. Ranucio d'Alletes.

Geschichte des Romans.

Eine beißende Kritik auf die Mönche, sonderlich auf die Clerisey des Königreichs Portugall, voll Laune und Originalität, doch ohne bitter, oder für den ehrwürdigen Stande der Geistlichkeit selbst, ehrenrührig zu seyn, aber durchaus mit Salz und treffendem Spott gewürzt. Der erste Herausgeber war ein Italiäner, der vorgab, die Handschrift zu Padua bekommen zu haben, als des berühmten Doctors Albagerti Büchersammlung versteigert wurde. Eine deutsche Uebersetzung erschien 1748. in 8. zu Hamburg. Für den Verfasser der Urschrift wird der berühmte Schöpfer des Don Quixottes, Miguel de Cervantes Saavedra, ausgegeben, der 1616. starb. Dieses Vorgeben mag Wahrheit oder

Erdichtung seyn, so ist gewiß, daß der Genius des Cervantes dadurch nicht entehrt wird.

Der Roman.

Don Pedro d'Aletes, nachdem er sein Glück in Brasilien gemacht hatte, ging nach Lissabon, wo er eine Donna Hortensia heyrathete, die sehr andächtig, und gänzlich in der Gewalt der Mönche war. Ranucio war das siebente Kind, das er mit ihr zeugte, und weil er, als das jüngste, bey einer so zahlreichen Familie, kein großes zeitliches Glück zu erwarten hatte, so ersetzte dieses sein Vater durch eine sorgfältige Erziehung. Es fügte sich, daß Ranucio in der Abwesenheit seines Vaters krank, und zwar gefährlich krank wurde; der erste Arzt, nach dem Hortensia schickte, die ihr Haus niemand anvertraute, den ihr nicht ihre Beichtväter empfohlen hatten, war Caramurlo, der sich aber entschuldigen ließ, weil er einen gewissen Canonicum abzufertigen hätte, den ihm vier junge Magisters empfohlen, welche gern seine Pfründe haben möchten, er kam endlich, und der Ausgang seines Besuchs war, daß Ranucio keine von seinen widersinnigen Verordnungen befolgte. Don Pedro, der unterdessen wieder eintraf, verjagte die Mönche, die

mit ihren Reliquien die Kur zu versuchen kamen, und ließ den geschickten Arzt Campnello hohlen, der eben aus einem Franciscanerkloster zurückkehrte, wo er drey Tage bey dem Guardian zugebracht, und ihn mit vieler Mühe von einer Unverdaulichkeit befreyt hatte. Ranucio's Zustand ward immer schlechter, er fiel in eine tiefe Schlafsucht, und Donna Hortensia that, in ihrem äußersten Schmerze, das Gelübde, daß er ein Franciscaner werden sollte, wenn er von dieser Krankheit aufkommen würde. Sie hatte kaum dieses Gebet geendigt, als der Kranke von ohngefehr einige Lebenszeichen von sich gab. Sogleich schrie sie: Mirakel! fiel ihn um den Hals, und ermahnte ihn das Gelübde, das sie in seinen Namen gethan, zu bestätigen. Ranucio war noch so schlaftrunken, daß er nichts von allen ihren Reden verstand. Doch kannte er seine Mutter, und bezeugte ihr durch Händedrücken, wie sehr ihn ihre Sorgfalt und Thränen rührten, welches Hortensia als eine Einwilligung auslegte. Dies äußerte sich bald hernach, als Don Pedro seinen Sohn, nach seiner Genesung, zu seinem Bruder reisen lassen wollte, der eine von den besten Pfarren hatte, und sehr gesund und angenehm wohnte. Hortensia rieth dafür die Erfüllung des Gelübdes an, das Vater und

Sohn in Verwundrung setzte. Allein Ranucio war zu erleuchtet, und Don Pedro von den Misbräuchen der Mönche seines Vaterlandes zu gut unterrichtet, als daß sie Hortensiens Verlangen hätten befolgen sollen, und als diese einige Mönche an ihren Sohn absendete, um ihn zu überreden, so diente dieses zu weiter nichts, als seine Abreise zu seinem Onkel zu beschleunigen.

Ranucio fand in Don Antonio, seinem ehrwürdigen Oheim, einen Mann fünf Fuß hoch, und beynah viere dick, mit Pausbacken, wie sie die Dorfmaler dem Boreas zu geben pflegen, dickem, fettem Kinn, rubinreichem, feurigem Gesicht, und Augen mit inkarnatrothen Rändern. Er saß am Tische neben einer jungen und schönen Haushälterin, die, wie er sagte, seiner Köchin Tochter war. Ranucio glaubte es ihm zu gefallen, denn er fand an dem jungen Mädchen Züge, welche die Achtung billigten, die der Herr Pastor für sie zu hegen schien. Die Bewillkommung war freundschaftlich, und die Bewirthung reichlich. Den Tag darauf kam Besuch von zwey Damen aus Feora, und gleich nachher stellten sich auch sechs Pastors aus der Nachbarschaft ein, die einer Conferenz wegen eintrafen, die den Tag

bey

bey Don Antonio, über theologische und moralische Punkte, der Gewohnheit nach, gehalten werden sollte. Die Conferenz fing sich mit einem Schinken an, von da ging es an die Spieltische, und von den Spieltischen in den Eßsaal, wo lauter Ueberfluß herrschte, und der Wein so viele lustige Schwänke hervorbrachte, daß die Wangen der Damen sich mehr als einmal höher färbten. Mitten unter diesem Bachanal meldete man einen armen Edelmann an, den unsre Geistlichen mit einem Allmosen abzufertigen gedachten, aber nicht wenig erstaunten, als sie ihn schlecht gekleidet, aber von ehrwürdigem Ansehn und martialischer Mine, in den Saal treten, und die Gesellschaft höflich grüßen sahn, welches die Pastoren nur mit einem leichten Kopfnicken beantworteten. Er setzte sich ungebeten an den Tisch, zu immer größrer Verwundrung der Geistlichen, die anfangs dadurch ein wenig eingeschränkt wurden, aber nach und nach ihren Einfällen wieder den Zügel ließen. Als die Materie, die nicht zu den züchtigsten gehörte, endlich erschöpft, und die Weinkrüge ausgeleert waren, wendete sich einer an den Edelmann, der die Achseln zu allen den schönen Unterredungen gezuckt hatte, und sagte im aufziehenden Tone: „Fort, Herr von Alcugna, es ist nicht abgeredet, daß sie

umsonst gespeist haben sollen; ein Mann, wie sie, der so lange bey Hofe gewesen, wird doch da verliebte Streiche gesehn, und ein Haufen Narrenspossen gelernt haben?“ **Don Alcugna** ließ sich nicht zweymal bitten, sondern fing sogleich das Mährchen vom **kranken Teufel** an.

„Lucifer, sagte ein Hofmann zum König, ward eines Tages krank. Den Augenblick entstand in der ganzen Hölle ein großes Lärmen; man lief zu den Aerzten, an denen es in diesem Lande eben so wenig fehlte, als in dem unsrigen; weil sie aber in dem einen nicht geschickter sind, als in dem andern, so konnten sie auch Se. unterirrdische Majestät nicht heilen. Frau Proserpina, seine Gemahlin, die ziemlich schlecht mit ihm Haus hielt, war anfänglich über diese Krankheit nicht böse. Die Weiber haben größtentheils eine Freude am Unglück. Allemal, wenn sie ihn von den Aerzten verlassen sah, empfand sie gegen ihn einige Rückkehr der Zärtlichkeit, und niemals hat wohl eine Frau größere Kennzeichen der Betrübniß zu erkennen gegeben, als sie bey dieser Gelegenheit blicken ließ. Sie erwieß ihm mehr Freundschaft und Liebkosungen, als er seit 6000 Jahren, die sie beysammen gewesen, von ihr genossen hatte, welches dem Herrn Lucifer so

viel

viel Verwunderung als Vergnügen verursachte. Nachdem man endlich alle Kunst und Hülfsmittel der Aerzte erschöpft hatte, wollte sie noch einige Hausmittelchen gebrauchen, die sie wußte. In dieser Absicht frug sie ihn, ob er sich nicht scheuen würde, von ihrer Hand Arzeney zu nehmen? Lucifer antwortete, daß er dieses herzlich gern thun wollte, wenn sie ihm die Arzeney nur vorher nennte. Nun gut dann, sagte sie augenblicklich, indem sie ihm eine Phiol zeigte, nimm dieses ein, es ist die Seele eines Procurators; ich weiß keine vortreflichere Purganz. — — Oder vielmehr nichts härteres und unverdaulicheres, fiel ihr der Teufel in die Rede. Hast du schon vergessen, daß ich vor sechs Monaten bald erstickt wäre, da ich nur eine kostete, ob du gleich so vorsichtig gewesen warest, dieselbe zu schmoren? Es war mir entfallen, sagte Proserpina, doch hier ist was weicheres. Es ist die Seele von einem Einnehmer, diese wird dir keinen Schaden im Magen verursachen. Die Seele eines Einnehmers, erwiederte Lucifer? weg damit! Weist du nicht, daß diese Leute gewohnt sind, das Volk auszusaugen, auf dessen Kosten sie sich mästen. Ja, ich schwöre dir's bey meinen Hörnern, sie würde mich bis aufs Mark auszehren, wenn ich sie hinunter schluckte. Oh nun, fuhr Proserpina

pina fort, so wirst du doch diese nicht ausschlagen; es ist eine große fette Mönchsseele, die sich mit nichts als Potagen und Rebhühnern genähret. Ey, pfuy! erwiederte Se. teufliſche Majestät, du spaßest, bin ich wohl im Stande, eine solche Speise zu verdauen? Ihre Fettigkeit würde mir aufs Herz fallen, und es wird mir schon übel, da du mir nur davon sagst. Ey, ich seh wohl, versetzte Proserpina, daß dir die Krankheit den Appetit benommen, denn sonst war dieses doch dein liebstes Essen. Weil du aber doch was leckeres haben mußt, so wollen wir schon was finden. Da, schlucke die Seele einer jungen Nonne hinunter, die ihr Direktor niemals in Versuchung geführt hat. Und wo wolltest du diese finden, fragte Lucifer? Du wirst eine solche eben so wenig antreffen, als einen Prediger, der alles, was er gepredigt, gethan hat. Aber, sagte Proserpina, so könnte man doch wohl die Seele von einem fürstlichen Beichtvater finden; dieses ist ein Leckerbißchen, aus dem viel in der Welt gemacht wird, und daß dir gewiß gut thun würde. Wenn das wäre, erwiederte Satan, so würde ich niemals krank geworden seyn, denn ich brauche sie alle Morgen zum Frühstücke. Nein, nichts von diesem allen kann meine Gesundheit wieder bringen. Es ist nur eine einzige

Sache,

Sache, wozu ich einen außerordentlichen Appetit habe; allein sie ist gar zu schwer zu finden. Ach mein liebes armes Teufelchen vom Manne, erwiederte Proserpina, ist auch wohl eine Sache schwer, wenn man dasjenige retten will, was man liebet? Rede und sey versichert, daß ich nicht ehe nachlassen werde, bis ich dich aus deinem elenden Zustande gezogen habe. Soll ich die Erde und Himmel einstürzen, die Elemente verwirren — Ach, der große Lerm ist nicht nöthig, unterbrach sie Sir Beelzebub, denn wenn du auch alle Teufel in die Oberwelt schicktest, so zweifle ich, daß sie es sobald finden dürften. Die Sache ist indeß nicht durchaus unmöglich, aber äußerst selten, daß man wohl sagen kann, sie sey gar nicht zu finden. Nun, was ist denn das für eine kostbare Waare, erwiederte die neugierige Höllenkönigin; liebstes Teufelchen, laß mich nicht länger seufzen. Ich mögte, sagte endlich Lucifer, daß man mir sechs Dorfpfaffen aufsuchte, die keusch, nüchtern, und mildthätig wären, und daß man mir gleich ein Fricassee davon machte, ich weiß gewiß, dieses würde mich beym Leben erhalten.“

Bey diesem Punkte des Mährchens, welches der Edelmann nicht ganz auserzählte, stand

er

er vom Tisch auf, machte sein Kompliment, und ließ die geistliche Gesellschaft stumm und verwirrt sitzen. Die Pille wurmte ihnen nicht wenig. Das närrische Gesicht, sagte einer mit seinem kranken Teufel; man wird gleich solche Geistliche nehmen, wie wir sind, um ihn gesund zu machen. Beym heiligen Jacob, setzte ein andrer hinzu, wenn ihn die Frau Teufelin heilen wollte, dürfte sie ihm nur das fürtrefliche Elixier eingeben, das wir aus Papimanien bekommen haben. Ranucio bath um Erklärung dieses Räthsels, und der Geistliche erzehlte ihm eine politische, allegorische Geschichte, die wir hier übergehn, die aber die sechs Herren Pastoren zu einem Faustkampf veruneinigte, von dem sie nichts zurückbrachte, als der Klang der Schallmeyen, womit ein neues Ehepaar zu Antonio's Wohnung einzog. Sie endigten also ihre Conferenz, und reiseten vergnügt von dannen.

Ein besonderer Zufall unterbrach plötzlich die Tänze und die übrigen Lustbarkeiten der Hochzeit. Unsre Leser erinnern sich der Damen, die den Pastor Antonio besuchten. Der Edelmann, der sie begleitete, erblickte an der Hand der Neuvermählten einen brillantenen Ring, und als er sich voll Verwundrung dar-

nach

nach erkundigen wollte, erkannte er in ihr seine verlohrne Geliebte, fiel ihr um den Hals, und rief aus: „Ja, liebste Sophie, es ist dein zärtlicher, dein getreuer Frontiera, den du hier wiedersiehst.“ Man kann leicht denken, daß der neue Ehemann, bey einer so zärtlichen Umarmung, keinen geduldigen Zuschauer abgeben wollte, allein man bat ihn, ruhig zu seyn, und erst die Rechtfertigung des Edelmanns anzuhören, dessen Geschichte, nach Art der spanischen Romane, eine große Episode in unserm Roman ausmacht. Don Frontiera diente in seiner Jugend in Portugall, wo er Sophien kennen lernte, und ihre Hand von ihren Eltern erhielt. Auf eine Fahrt nach Cadix machten ihn Saleer Corsaren zum Gefangenen. Er gewann als Sklave das Vertrauen des Kaysers, Muley Ismael, der ihn zum Baumeister seines neuen Pallastes und Gartens machte. Dieser gränzte an den Harem des Monarchen, und Frontiera kam gar bald in Verbindung mit einer jungen Sultanin, die eine spanische Sklavin und die Favoritin des Kaysers war, dessen Begierden sie sich heftig widersetzte. Frontiera entführte sie, nachdem ihm zuvor ein Gerüchte Sophien's Tod verkündigt hatte, und heyrathete sie bey seiner Ankunft in Spanien. Sie war eine von den besuchenden Da-

Damen des Antonio, und erkannte in dem jungen Ehemann ihren alten Geliebten, der sie gleichfalls für todt geachtet hatte. Nun war alles beygelegt, und die beyden Ehemänner brauchten nur einen Tausch zu treffen; Frontiera nahm seine Sophie, und Don Juan, der junge Ehemann, seine alte Geliebte, Thecla, zurück. Anfangs machte Don Antonio einige Schwierigkeiten; „denn gestern, sagte er, habe ich Sophien mit dem Herrn Don Juan vermählt, der sich seiner Rechte ohnfehlbar bedient haben wird, und mit dem Marquis und der Donna Thecla ist es noch schlimmer, weil er schon vier ganzer Jahr in Possesßion gewesen.“ Doch Ranucio's Vorstellungen, und mehr noch das Versprechen der vergnügten Ehemänner, daß er nichts von seinen Gebühren bey ihrer zweyten Ehe einbüßen sollte, stellten ihn, ohne Dispensationspatent, zufrieden.

So vergnügt Don Antonio mit seinem Zustande war, und so sehr er die Annehmlichkeiten des Müßiggangs und des Wohllebens seinem Vetter herausstrich, so sah sich doch dieser nach andern Zeitvertreiben um, und da fiel ihm der Edelhof ein, wo alles zusammenkam, was nur in dem ganzen Distrikt groß heißen wollte. Er ließ sich also dem Besitzer, D. Ma-

Mathieu de Grapina, durch seinen artigen Sohn vorstellen. Der Vater war königlicher Pachter gewesen, und hatte sich große Reichthümer gesammelt, es klebten ihm aber immer noch Manieren von seiner ersten Staffel, dem Lakeyenstande, an. Donna Canoria, seine Ehehälfte, wußte noch weniger von feinem Betragen, als er. Ranucio fand sie beym Spiel, und beschäftigt, zweyen Geistlichen, dem einen sein Advent- und Fastengeld, dem andern seine Guardianbaarschaften abzunehmen. Unterdessen zeigte Grapina dem Ranucio die Herrlichkeit seiner Bibliothek und Kunstkabinets, und machte dabey Auslegungen, wie man sie von ihm erwarten konnte. Die Gruppe von Laocoon und seinen Söhnen hielt er für Leute, die Aale fangen wollten, und darüber an zwey Schlangen geriethen u. s. w. Mit seiner Bibliothek war's nicht besser beschaffen. „Ich bin keiner von den Narren, sagte er, die von dem Alter eines Buchs auf seine Güte urtheilen. Ich halte kein Buch für gut, das nicht einen schönen Band hat, und wenn einer von den meinigen schmutzig wird, so werfe ich das ganze Buch zum Henker. Ich bin auch in diesem Punkte so eigen, daß ich mir selbst nicht darinn zu lesen getraue, aus Furcht, daß ich sie garstig mache.“ Grapina fuhr fort, seine Ra-

ritäten auszukramen, als er aber seinem Gast einige Schubfächer mit Schmetterlingen zeigte, die er, nach seiner Sammlung von Gassenliedern, für das prächtigste in seiner ganzen Sammlung hielt, riß der Wind ein Fenster auf, und entführte den Schatz. Grapina war außer sich; Ranucio fing jedoch von den Schmetterlingen, die der Wind herumtanzen ließ, so viel als möglich wieder, und tröstete den Pachter damit, daß sich die übrigen hinter den Büchern wiederfinden lassen würden. Um ihn noch mehr zu zerstreuen, gingen sie zusammen in die Weinlese. Einer von den Mönchen, die den Klosterzehnden einzusammeln dahingekommen waren, war in eine Kufe gestiegen, und mit einer Rede an die Versammlung beschäftigt. Indem er so im besten Predigen begriffen war, kam ein hungriger Schäferhund des Wegs; er beroch des Mönchs Oberrock, der auf der Erde lag, und wußte ihn mit Schnautze, Füßen und Zähnen so wohl herumzuwälzen, daß aus einer von den Taschen ein Stück von einer Schöpskeule hervorragte. Um nun nicht im Schmause gestört zu werden, wanderte er mit der Kutte, unter dem Gelächter aller Anwesenden, davon. Der Prediger, der mehr mit seinem Abendbrodte, als mit der Predigt beschäftigt war, sah, daß niemand nachlief,

sprang

sprang also eilig aus seiner Kufe, und setzte in eigener Person dem Bullenbeißer nach, der schon in voller Arbeit war. Er bekam einen Zipfel vom Rocke zu fassen, der Hund den andern. Der Kampf war hartnäckig, und die Zuschauer getheilt. Endlich riß der Rock mitten voneinander, der Mönch stürzte zu Boden, und der Bullenbeisser lief mit der Schöpskeule seiner Wege.

Den folgenden Tag zog der Patriarch von Lissabon mit einem so zahlreichen Gefolge ein, daß es jeden vernünftigen Mann erschreckt haben würde, der davon überfallen worden wäre. Doch Grapina, welcher in seinem Leben noch keine solche Ehre genossen hatte, wäre bald für Freuden des Todes gewesen, als er ihn bey sich abtreten sah, und seine Frau war nah dran, den Verstand zu verlieren. Sie schrie wie unsinnig: „Ein Patriarch, mein Schatz, ein Patriarch besucht uns! inskünftige mag sich jemand mehr unterstehen, uns unsern Adel streitig zu machen.“ Doch zum Unglück behauptete sie diesen vermeintlichen Adel sehr schlecht, denn als sie den Prälaten aus der Kutsche steigen sah, lief sie ihm entgegen, fiel ihm zu Füßen, und bat um seinen Seegen. Sie empfing ihn auch, mit einem Trupp von

Bauern, die sich deshalb mit dem ganzen Bauche auf die Erde geworfen hatten. Ranucio hatte nicht Ursache, mit des Patriarchen Aufnahme zufrieden zu seyn, der so klein von Seele als von Körper schien; er verließ also den Edelhof, und ging zu seinem Vetter, der ihm eine schöne Vertheidigungs- und Lobrede auf den ehrwürdigen Prälaten hielt. Doch wie schnell änderte Antonio die Sprache, als man ihm die Visitationstaxe einhändigte, worin seine Pfarre auf hundert Dukaten angesetzt war. In seinem Eifer erzehlte er sogar dem Ranucio eine andere Geschichte von dem Geiz der Mönche, die Episode des Don Lopez de Vega. Ranucio, um ihn zu befriedigen, und sich zugleich für den Stolz des Bischofs zu rächen, setzte seinem Vetter sogleich eine Gegenrechnung auf, was die Maulesel und Pferde des Prälaten verzehrt hatten, und richtete sie so ein, daß Antonio noch zwanzig Dukaten herausbekommen mußte. Hierauf ging er selbst aufs Schloß, sie zu übergeben. Er fand den Patriarchen in einem Nonnenkloster, dessen Visitation eigentlich die Ursache seiner Hieherreise gewesen war. Niemals fiel wohl ein Erstaunen schwerer zu beschreiben, als das, in welches die Nonnen bey dem Anblick des Patriarchen geriethen. Diese guten Kinder, die sich ein solches Gemälde

mälde von ihm gemacht hatten, wie uns oft die Einbildungskraft Dinge vorstellt, die wir niemals gesehn haben, und von denen sie uns mit großen Ideen erfüllt, waren über seine kleine und lächerliche Gestalt ganz außer sich. Einige lachten unter dem Schleyer, andre liesen davon, oder bemühten sich sonst ihr Gelächter zu ersticken. So sehr diese Komödie den Ranucio ergötzte, so erbittert wurde der Prälat darüber: er zog weidlich wider die armen Kinder los, und schalt sie für Ketzer, die keine Hochachtung für ihre Bischöfe hätten. Bey der Superiorin fing er an, und gab ihr einen Verweis, daß sie ihre Untergebene lauter schlechte Bücher lesen ließe. Sie lesen die ihrigen, antwortete die Superiorin ganz ehrerbietig. Diese witzige Antwort, der noch viele andre von gleichem Schlag folgten, gaben dem Prälaten eben nicht Ursache, mit seinem Besuch zufrieden zu seyn. Er versagte also den Nonnen seinen patriarchalischen Seegen, mit dem Zusatze, daß er sie so vielmal excommuniciren wollte, als sie böse Bücher lesen. Nun setzte er sich zu Tische, und ließ sich's recht wohl schmecken, sonderlich schien er den Wein erzrechtgläubig zu finden. Gleich darauf reisete er zu andern Visitationen ab.

Einige Landapostel suchten nun dem guten Antonio heim, der des Patriarchen Taxe nicht vergessen konnte, ohngeachtet er, wie oben gemeldet, mit einem blauen Auge davon gekommen war. Als ihm die Herren Patres eröfneten, daß der Patriarch sie abschickte, in seinem Kirchspiele eine Mißion zu halten, erwiederte der Pastor ganz hitzig: „Das heißt so viel, daß ihr euch auf ein vierzehn Tage einquartiren, und mich vollends auffressen wollt? Nein, ich bin des Patriarchen und euer ergebenster Diener. Ist es noch nicht genug, daß ich seine Pferde und Maulthiere füttern müssen? Muß er mir noch u. s. w." Und damit ließ er sie den Staub von ihren Schuhen über ihn abschütteln, und ihrer Wege ziehen. Ranucio, der hörte, daß sie nach Maßilien gehen würden, wo einer von Antonio's guten Freunden Pfarrer war, und sich schon zum voraus lustige Auftritte versprach, folgete ihnen unverzüglich dahin nach.

In dem Wirthshause, wo er unterweges einkehrte, war nichts zu essen vorhanden, weil ein paar Kavalier bereits alles in Beschlag genommen hatten. Ranucio ergrif den Entschluß, sie zu bitten, ihnen bey Tische Gesellschaft leisten zu dürfen. Der eine war ein

Mann

Mann von ohngefehr funfzig Jahren, der andre mogte deren zwanzig seyn. Die große Schönheit des letztern that eine solche Wirkung auf unsern d'Aletes, daß er vergaß, warum er in den Saal getreten war. Sein Erstaunen wuchs noch mehr, als er in dem ältesten den Mönch Pancracio, einen von Donna Hortensia's Lieblingen, erkannte, der zwar anfangs leugnen wollte, daß er es sey, aber es doch zuletzt eingestehen mußte. Er stellte den Ranucio seinem Begleiter vor, und dieser erfuhr nunmehr, daß unter dem jungen schönen Kavalier eine Nonne verborgen stecke. War Ranucio über diese Begebenheit verwundert, so wurde es Pancracio bald noch mehr über die Rede, die die Dame an ihn hielt. „Wie, sagte sie zu ihm, indem sie ihn mit einem Gesicht ansah, worauf Zorn und Unwille gemalt war, ihr seyd also nicht, wie ihr mir weiß gemacht habt, der Markis von Bellacina, und der Onkel des Don Henrico? O Himmel, sollt es wohl möglich seyn, daß ihr euch dieses glorreichen Namens bedienet, mich zu verführen, und mich zu einem solchen Schritt zu verleiten?" Pancracio wollte alles mit der Heftigkeit seiner Liebe entschuldigen, die ihn zu diesem Betrug verleitet hatte, allein Constantia, so hieß die junge Nonne, wollte sich nicht zufrieden geben, und schwamm

in Thränen. Der Name Henrico, den sie oft aussprach, reizte Ranucio's Neugier noch mehr, der einen solchen Kavalier zu Lissabon gekannt hatte, und er brachte sie endlich in ihrem Gram dahin, daß sie ihm alles vertraute.

Der Anfang ihrer Geschichte glich der von Gotter's Mariane. Ihre Eltern bestimmten sie zum geistlichen Stand, um die Glücksumstände ihres Bruders desto ansehnlicher zu machen. Don Henrico, aus dem vornehmen und reichen Hause von Bellacina, besuchte sie zuweilen mit ihrem Bruder im Sprachzimmer. Beyde wurden ineinander verliebt. Constantiens Vater errieth bald die wahre Ursache der Abneigung, die seine Tochter vor dem Klosterleben von nun an blicken ließ; er gab seinen Sohn davon Nachricht. Dieser setzte dem Henrico zur Rede. Sie schlugen sich; der Sohn des Regidor's von Lissabon wollte sie auseinander bringen, empfing aber einen Stoß, der ihn todt zu Boden streckte. Henrico flüchtete aus dem Königreiche. Die trostlose Constantia, der die Welt nun verhaßt war, willigte mit Freuden in die Einkleidung. Pancracio, der sie in diesem Entschlusse gestärkt hatte, wurde ihr Beichtvater, und wußte sich bald so in ihre Gewogenheit und Vertrauen einzuschleichen, indem er ihrer Neigung zu

Henrico, die unter der Asche fortglomm, beständig schmeichelte und nährte, so daß er sie immer weiter und weiter zu dem Ziel brachte, das er sich vorgesetzt hatte. Es erschien ein Marquis de Bellacina am Sprachgitter, der sich aber für einen Verwandten des Henrico ausgab, und durch tausend schöne Nachrichten Constantiens Flammen von neuem anfachte. Was Pancracio als Markis — denn er war es selbst — nicht ins Reine bringen konnte, das beförderte er als Beichtvater, indem er ihre Gewissensscrupel künstlich aus dem Wege räumte, und sie sogar bewog, sich krank zu stellen. Der bestochene Arzt des Klosters rieth ihr sogleich den Gebrauch der freyen Luft an: sie wurde also auf das Landguth einer Dame gebracht, die Pancracio der Superiorin empfohlen hatte, und die mit vom Geheimniß war. Alsbald erschien der verstellte Markis, und beyde flüchteten davon. Und hier war's, wo Ranucio sie antraf. Er ging nun bey sich zu Rathe, was da zu thun sey? Sie in Pancraciens Gewalt zu lassen, schien ihm gleich bedenklich und gefährlich. Er entschloß sich also, sie zu seiner Muhme, der Donna Victoria, zu bringen, die ihm Antonio, auf seiner maßilischen Reise, so zu besuchen befahl. Indem dieses vorging, bettelte ein junger Einsiedler,

siedler, der nichts mönchmäßiges an sich hatte, als die Kleidung und den Bart, bey unsrer Tischgesellschaft, und dieser Einsiedler — war Henrico. Die Erkennung blieb nicht lange aus. Pancracio machte sich weislich davon. Constantia erwartete bey Victorien den Ausgang der Sache, und Henrico ging nach Lissabon. Was er in drey Jahren nicht hatte erhalten können, seine Begnadigung, erhielt er jetzt sehr geschwinde, weil Constantiens Familie selbst mit daran arbeitete; denn der Sohn war in einer Schlacht gegen die Spanier geblieben, alle freuten sich, einen Sohn, wie Henrico, und eine Tochter, wie Constantia, wieder zu erhalten.

Ranucio fand zu Maßilien alle Anlage zu lustigen Auftritten. Der Pfarrer, D Castilmoro, hatte den Mißionarien, so lange sie anwesend seyn würden, alle seine Gewalt überlassen, und sich nichts vorbehalten, als die Ehre, sie am Tisch und Altare bedienen zu dürfen, und in der That setzten sie ihn auch, was das erste betraf, ziemlich in Athem. Die erste Scene des Lustspiels ging in der Kirche vor. Von vier Mißionarien, die man anfänglich gesehn hatte, wurden ihrer drey auf einmal unsichtbar, und es blieb nur einer übrig, der die

Kan-

Kanzel bestieg, und eine Predigt über die Sünde anfing. Er fiel bey dieser Gelegenheit auf die Freyheit, welche, wie er sagte, durchaus zum sündigen nöthig wäre, und vertiefte sich so darin, daß er gewiß stecken geblieben seyn würde, wenn seine Collegen nicht zu rechter Zeit erschienen wären. Einer von den Mönchen stieg auf die Bühne, und auf ein ausgespanntes Seil, indessen die andern beyden, der eine als Engel, der andre als Teufel gekleidet, sich ihm zur Seite stellten. Dieses seltsame Schauspiel zog, wie leicht zu denken, die Augen aller Anwesenden auf sich. Was sie aber am meisten rührte, war die Geschicklichkeit des Mönchs, welcher sich auf dem Seile immer aufrecht erhielt, der Stöße ohngeachtet, die ihm seine beyden Kollegen, einer um den andern, beybrachten. „Bewundert, schrie hierauf der Prediger, bewundert die Macht des Gleichgewichts; sehet die Ungezwungenheit des Menschen. Die himmlische und höllische Gewalt haben umsonst gesucht, daß er auf ihre Seite falle; sie werden nicht zu ihrem Zweck gelangen, so lange die Freiheit, welche das wahre Gegengewicht der Seele ist, sich nicht zu einem neiget ꝛc. Ihr sehet dieses auf einer ganz rührenden Weise an gegenwärtiger guter Seele, welche den Bestrebungen dieser beyden Geister widerstehet, die sie

auf ihre Seite ziehen wollen; sie schien anfänglich gegen den einen wie gegen den andern gleichgültig zu seyn, wenn sie sich aber entschließen wird, so werdet ihr sehen, daß sie den guten Engel vorziehet, zu welchem sie natürlicher weise die meiste Neigung hat." Diesmal aber schien der Prediger die Gabe der Weißagungen nicht zu haben, denn in dem Augenblick versetzte der Teufel seinem Kollegen einen solchen Rippenstoß, daß er, des vorgeblichen Gleichgewichts ohngeachtet, unter dem Jauchzen der Versammlung, mit der Nase auf die Erde fiel. Dieser Zufall störte unterdessen die Andacht nicht, sondern der Prediger nahm davon Anlaß, eine Anwendung auf die menschliche Schwäche und geistliche Hinfälligkeit zu machen. Das Meßregister, in das sich die Bauern nach geendigter Kirche einschreiben ließen, warf ihnen ein sieben bis achthundert Dukaten ab, die sie unter sich und Castilmoro theileten; was ihre Freude aber noch vermehrte, war die Ankunft der Donna Cameria mit drey artigen Damen, die den Mönchen sehr in die Augen stachen, und denen sie, auf Ranucio's Bitte, gern ihre Betten abtraten, und sich mit einer Streu in Castilmoro's Scheune begnügten. Nun wollte es das Unglück, daß eine Komödiantenbande, die von dem großen Zusammenlauf zu Meßilien gehört hatte, dahin kamen, und um

Erlaub-

Erlaubniß zu spielen anhielt. Ranucio, der den Principal sprach, antwortete ihm, daß bereits eine andre Truppe da gewesen, und die Beutel der Anwesenden geleert hätte, daß er ihnen also keine große Erndte versprechen könne, unterdessen wollte er ihnen ein Nachtlager in einer Scheune anweisen, weil doch sonst nirgends im Orte unterzukommen sey. Er that dies aus einer kleinen Tücke gegen die Mönche, die er für ihre verliebte Neckereyen vom heutigen Abend bestrafen wollte. Anfangs ging's ganz ruhig in der Scheune zu, denn die Patres hatten sich's zu gut schmecken lassen, als daß sie von dem Geplauder aufwachen sollten; als aber eine Aktrice sich niederlegen wollte, fiel sie zum Unglücke auf einen von den Missionarien, der vom Fall erwachte, und um sich griff, um zu sehen, wer da wäre. Die Aktrice schrie überlaut, da sie eine Mannsperson fühlte, so daß die drey andern Geistlichen erwachten, und alle Komödianten auf die Beine kamen. Indem sie im Dunkeln herumtappten, erwischte einer einen von den Mißionarien beym Barte, welcher vor Schrecken die Thür suchen wollte. Er hielt ihn für einen von seinen Kameraden, und frug ihn, warum er in der Nacht den Calchas spielen wollte? Ein gleiches glaubten die andern Komödianten, die die

andern

andern Mönche auch ergriffen hatten. Endlich fing der Principal an, und sagte: „meine Herren, sollten es nicht vielleicht die Bestien von Komödianten seyn, von denen man uns gesagt hat, und die uns das Geld vor der Nase wegfischten?“ In dem Augenblicke brachte einer von den Mönchen, in dem Bestreben sich loszumachen, seinem Widersacher eine solche Ohrfeige bey, daß es die ganze Gesellschaft klatschen hörte. Der Komödiant that einen gewaltigen Schrey, und rief hierauf aus. „Meine Herren, es ist kein Zweifel, es sind die Spitzbuben.“

„Es zeigt mir, wer sie sind, ihr trotziges Erkühnen,
„Doch schwör' ich bey dem Styx, ich räche mich an ihnen.“

Nun erscholl die ganze Scheune von dem Geschrey der Mönche, und Ranucio fing schon an, einen zu tragischen Auftritt zu befürchten, zumal da er die Komödianten weggehn, und ihre Rache rühmen hörte, allein als er sich der Scheune näherte, befreyten ihn die Reden der ehrwürdigen Väter von seiner Unruhe. „Beym heiligen Franciscus, sagte einer, diese Teufel haben mir verteufelt zugesetzt, ich muß voller blauen Flecken seyn. Wir verdienen es,

sagte der andre, weil wir der Religion gespottet, wie dieser Tage mit unserm Gleichgewicht. Der Teufel, dessen Gestalt du angenommen hattest, hat sich jetzt an dir gerächt." Ihre Leichtgläubigkeit ergötzte den Ranucio sehr. Zwar erfuhren die Mönche bald nachher die wahre Beschaffenheit ihres Unfalls, allein sie waren doch so schlau, den andern Morgen ihre blauen Flecken, geschwollne Augen und Beulen auf Rechnung der Anfechtungen der bösen Geister zu schieben, die sich an ihnen für die Rettung so vieler Bauernseelen hätten rächen wollen. Sie mußten einige Tage das Zimmer hüten, während der Zeit führte die Komödiantentruppe eine Tragicomödie auf, den Bankerut der Wunderwerke. Den Beschluß machte eine Vergötterung, die ein sehr betrübtes Ende nahm, denn bey einem Streite der Geister und Furien blitzte der theatralische Himmel so ungeschickt, daß das Gewand des Helden des Stücks Feuer fing. Er kletterte gleich an den Latten seiner Wolke in die Höhe, allein das Feuer ergriff die Stricke, die Maschine fiel, schmiß zwey seiner Kollegen krumm und lahm, und er selbst brach einige Rippen. Damit war die ganze Vorstellung aus.

Antonio war inzwischen auch nach Maßilien gekommen, weil er wegen seines Vetters in

Sorgen stand, da Pancracio mit einem Trupp Sbirren, nach seiner und Henrico's Abreise, das Wirthshaus besetzt hatte, aber selbst in die Falle gerathen war, die er Constanzien und ihren Beschützern hatte legen wollen. Antonio fand Gelegenheit genug, sich Glück zu wünschen, daß er den Mißionarien seine Pfarre versagte. Die Kirche war sehr vollgedrängt. Ein Mönch, der herauskam, und für seine Kameraden Stille und Aufmerksamkeit erbitten wollte, gerieth, da er die Menge Volks vor dem Eingange erblickte, in einen heiligen Eifer, und da er einen Leiterwagen gewahr wurde, so wählte er diesen zum Theater seiner Beredtsamkeit. Er bestieg ihn, und fing an, heftig wider den Misbrauch des Namen Gottes loszuziehen. Dies brachte ihn auf die Flüche, welche die Fuhrleute thun, und er sagte deren eine solche Anzahl, und mit so großer Geläufigkeit der Zunge her, daß man hätte schwören sollen, er sey selbst einer gewesen. Die Pferde, die vor dem Wagen gespannt waren, erschracken, und glaubten, daß wenigstens drey bis vier Fuhrleute hinter ihnen her wären. Sie ergriffen also den Reißaus, und zwangen den Prediger, zu Fristung seines Lebens, in einen Sumpf zu springen, wo er bis an den Bart hineinsank, und unter dem Gejauchze des Volks herausgezogen werden mußte. Es würde zu ermüdend

müdend seyn, alle die lächerlichen Auftritte und Betrügereyen zu wiederhohlen, wozu diese Apostel Anlaß gaben, wir eilen also zu der letzten Scene, die der ganzen Mißion das Garaus machte. Es war eine Predigt über die Unkeuschheit. Nachdem der Mönch ihre Folgen geschildert, und dabey, vermuthlich um die Aufmerksamkeit der Zuschauer anzufrischen, die schönsten Gemälde aus der ärgerlichen Geschichte des Nächstens, angebracht hatte, so trat ein andrer von seinen Kammeraden auf, der sich zum Anwald dieser Sünde aufwarf, und sich ihrer Vertheidigung mit allem ersinnlichen Eifer angelegen seyn ließ. Der Prediger beantwortete seine Einwürfe so gut als möglich, und setzte endlich hinzu, er verdiene, zur Strafe seiner epikurischen Denkungsart, daß ihm der Himmel eine von diesen unreinen Seelen zeigte. In dem Augenblick kam aus der Sakristey ein Ungeheuer, das man im ersten Schrecken nicht recht erkennen konnte. Es war ein Bock, als Frauenzimmer gekleidet, und mit Schwefel, Harz und andern feuerfangenden Sachen bestrichen, das die Patres in Brand gesteckt hatten. Als das arme Thier das Feuer fühlte, fing es an, durch die ganze Kirche zu laufen. Dieses verursachte das größte Entsetzen, und ein abscheuliches Gedränge, da jeder den leibhaf-

ten Teufel zu sehen glaubte, und nur auf seine Rettung bedacht war. Endlich kam der ehrliche Bock, nach vielen Sprüngen und Männerchen, bis an den Weihkessel, und sprang hinein. Kaum war er darin, so krepirte er, worauf einer von den Umstehenden voller Freuden ausrief: „Vivat, der Teufel ist todt!" Diese glückliche Zeitung stillte die Unruhe ein wenig, allein das Wehklagen ging bald von neuen an, als man hörte, daß verschiedene Personen erdrückt worden wären, worunter sich auch die Gemahlin des D. Pompeji, des Herrn von Maßilien, befand. Die Patres flüchteten zwar ins Pfarrhaus, wurden aber vom D. Pompeji mit einem Trupp Sbirren verfolgt. Sie wollten sich gegen den Alcade rechtfertigen, und verwickelten sich immer mehr, bis sie endlich ins Gefängniß, zu Castilmorö's inniger Betrübniß, wandern mußten, der sich nicht zufrieden geben konnte.

Ranucio reisete indessen nach Evora ab, wohin ihn Castilmoro Empfehlungen mitgab. Seine Beschreibungen, die er, mit seiner gewöhnlichen Laune, von einem Trupp Seminaristen, den er unterwegens antraf, einer lächerlichen Doktorpromotion, der er beywohnte, und einer von den geistlichen Kömödien, macht, die

sonst

sonst in Spanien und Portugall so gebräuchlich waren, sind vortrefliche Züge zu dem Gemälde der Unwissenheit und des unrecht angewandten Religionseifers, das er so treu gezeichnet hatte. Auf seiner Rückreise nach Maßilien traf er auf einen Trupp Sbirren, der so zahlreich war, daß sich Ranucio anfänglich einbildete, sie führeten die Bande Spitzbuben in Verhaft, die zeither das Land unsichtbar machten. Wie sehr erstaunte er, als er eine einzelne Nonne unter ihnen erblickte, die auf einer ausgedorrte Mauleselin ritte, und deren Seufzer und Thränen ihn ganz wehmüthig machten. Ranucio kannte den Anführer, und dieses verschafte ihm Gelegenheit, sich mit der Nonne, als sie ins Quartier kamen, mit seiner Erlaubniß unterhalten zu dürfen. Sie erzehlte ihm, da sie sah, wie vielen Antheil er an ihrem Schicksale nahm, ihre Geschichte. Der Bischof verliebte sich bey der Einkleidung in sie, und da sie seinen Anträgen kein Gehör gab, so verfolgte er sie unter allerley Vorwand vier Jahre auf das grausamste, bis er endlich es müde ward, und die Widerspenstige seinem Freunde, dem Großinquisitor, überantwortete, zu dem sie jetzt geführt werden sollte. Ranucio's Mitleiden wuchs durch diese Erzehlung noch mehr. Dazu kam, daß Angelika,

so hieß diese Nonne, eine von seinen Muhmen war. Er dachte also auf Mittel, sie vor ihren Verfolgern in Sicherheit zu bringen. Da er wußte, daß D. Vulpez, sein Freund, das Trinken liebte, so setzte er ihm heftig zu, und that sogar einige Specereyen unter sein Getränke, bis er unterlag; hierauf ließ er Angeliken seine Kleider anziehen, empfahl sie einem alten Freund, und so ging sie unerkannt durch die Sbirren, bestieg Ranucio's Thier, und ritte unter Begleitung seines treuen Dieners glücklich davon. Ranucio wurde unterdessen, bey reiferm Nachdenken, unter seinem Schleyer, nicht recht wohl bey der Sache. Es schauerte ihn, wenn er an die Entdeckung und das heil. Gericht dachte. Vergebens suchte er zu entwischen; das Zimmer war zu wohl verwahrt. Indem erwachte auch D. Vulpez, und wunderte sich, als er seinen Freund nicht sah: er frug die Sbirren, und diese berichtigten ihm, er sey eilig die Nacht davon geritten. Das nahm den Mann zwar Wunder, doch bekümmerte es ihn nicht weiter. Er brach den andern Morgen mit seiner verwandelten Nonne nach Lissabon auf, und überlieferte sie der Aebtißin eines Nonnenklosters. Ranucio war sehr jung und schön, und konnte leicht für ein Mädchen gehalten werden, eine weibische

Stimme, die er annahm, und die geheime Sympathie, die ein Geschlecht zu dem andern zieht, und die hier unbekannt wirkte, nahmen die junge, liebenswürdige Aebtißin zu seinem Vortheil ein. Als sie ihm den Befehl vorlesen ließ, der darin bestand, daß er ins Klostergefängniß gesetzt, und nichts als Wasser und Brodt, vorher aber allemal zwey Disciplinen kriegen sollte, hielt sich Ranucio, als er den letzten Artikel hörte — man begreift, warum? — für verlohren. Er warf sich ihr zu Füssen, und erweckte ihr Mitleiden. Sie gestand sogar der vermeynten Angelike, daß sie sie weder für eine Aufrührerin noch Ketzerin, sondern für ein unglückliches, verfolgtes Frauenzimmer halte, dessen Gefangenschaft sie erträglich machen wollte. In der That wieß sie ihr auch kein andres Gefängniß als ihr Zimmer, und keine andre Wächterin als sich selbst an. Und da sie Angeliken für eine ihrer Schwestern ausgegeben hatte, so beeiferte sich das ganze Kloster, dem Ranucio die Aufwartung zu machen. Er wurde bald der Vertraute von allen den kleinen Zänkereyen, Uneinigkeiten, Verhetzungen ꝛc. die in Nonnenklöstern so gewöhnlich sind. Ranucio befand sich sehr wohl dabey, und er mußte alle Ueberlegungskraft und alle Vorstellung der Unge-

wißheit des Ausgangs zusammennehmen, um bey so vielen Schönheiten und Reitzen ungerührt zu bleiben. Seine Unruhe wuchs, als er vernahm, daß ihn der Großinquisitor ehster Tagen verhören wollte. Indem er voller Gedanken in dem Klostergarten herumschweifte, so kam er in den Theil des Garten's, der den Kostgängerinnen eingeräumt ist. Hier fand er eine von seinen Schwestern, die man in seiner Abwesenheit in dies Kloster in die Kost gethan hatte. Diese erkannte ihren Bruder Trotz seiner Nonnentracht, und ob er gleich durch Konfekt und Drohungen sie zum Stillschweigen bewog, so war doch, nach einer solchen Entdeckung, kein längerer Auffenthalt mehr rathsam. Er versteckte sich also im Buschwerk, und bediente sich, sobald es finster ward, der Latten der Spaliers, um die Klostermauer zu erklettern, und auf der andern Seite an einem, von ohngefehr gefundenen, Strick, herunter zu gleiten. Er hatte seine Nonnenkleider im Garten gelassen, und nichts als ein Hemde und Unterhosen an. In diesem Aufzuge fiel er erst Spitzbuben, die aber bey ihm nichts zu stehlen fanden, und dann der Nachtwache in die Hände, denen er weiß machte, von Räubern geplündert worden zu seyn. Zugleich nannte er ihnen den Namen eines seiner

ner vertrautesten Freunde, und da dieser ein angesehener Mann war, so ließ ihn der Anführer der Wache ohne weitre Untersuchung frey, und sogar bis an das Haus durch einige seiner Nachtgeister begleiten, damit ihm kein neuer Unfall begegnen möge. Den folgenden Tag erfuhr Ranucio, daß seine Begebenheit im Kloster ruchtbar sey, und daß der Großinquisitor alle seine Spionen nach ihm ausgesandt habe. Doch glückte es unserm Helden, sich eiligst in ein fremdes Schiff zu begeben, das nach Louisania seegelfertig lag, wohin er sogleich abging.

Es kommt in diesem Roman noch eine Episode von zwey Pilgrimmen und einer Affeninsel vor, die wohl ihr politisches, allegorisches Verdienst zu seiner Zeit gehabt haben mag, die aber jetzt sehr entbehrlich und unbeträchtlich ist, die wir also überschlagen haben.

2.

Leben Bertoldo's, seines Sohns Bertoldino, und seines Enkels Kakasenno.

Geschichte des Romans.

Schon länger als zweyhundert Jahre ist dieser kleine komische Roman eine Lieblingslektüre der italiänischen Nation; alles, was lesen kann, liest **Bertoldo's Leben**; die Kinder wissen es auswendig; die Ammen und Hofmeisterinnen erzählen es denjenigen, welche noch nicht lesen können; auch wer's nicht gelesen hat, weiß eine Menge einzelner Züge aus demselben, die er häufig im Munde führt. Kurz, **Bertoldo** ist in Italien berühmter noch als der **Blaubart** oder ähnliche Romane in Frankreich. Auch verdient er höher als diese geschätzt zu werden, denn der Held der Geschichte ist eine Art von Aesop oder von Sancho-Panca.

Bertoldo's Leben erschien gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in einem elend gedruck-

gedruckten Bändgen, und fand, wie noch gegenwärtig, einen starken Abgang in den Städten, an den Geländern der Brücken, und an den Thüren der geringern Buchläden, auf dem Lande durch die herumziehenden Krämer. Der Verfasser war Julius Cäsar Croce. Man hatte ihm den Zunamen Della Lira gegeben, weil er die armselige Mandoline, auf welcher er durch die Straßen von Bologna klimperte, mit dem Namen einer Leyer beehrte; denn er war ungefähr das, was zu Paris die chanteurs du pont-neuf sind. Man glaubt, er habe anfangs sein Leben Bertoldo's in Stanzen abgesungen, und nachher, weitläuftiger in dem angezeigten prosaischen Werkgen beschrieben, verkauft.

In den letzten Jahren seines Lebens soll Croce der Geschichte Bertoldo's die Geschichte seines Sohnes, Bertoldino, hinzugefügt haben; aber dieser zweyte Theil ist nicht so gut als der erste. Endlich schrieb einige Zeit nach Croce's Tod ein gewisser Kamillus Skaliger della Fratta einen dritten, welcher die Geschichte von Bertoldino's Sohne, Kakasenno, enthält. Dieser dritte Theil ist zwar noch unter dem zweyten; aber es ist doch immer einer wegen des andern abgegangen, so daß man ei-

ne Menge von Ausgaben dieser drey Theile hat. Indessen hat der wahre Bertoldo stets den Vorzug bey den Italiänern behalten.

In Griechenland und in der Türkey wird eine neugriechische Uebersetzung dieses Romans häufig verkauft und mit Beyfall gelesen.

Der Roman.

Im sechsten Jahrhundert beherrschte König Alboni die Lombardey, und hatte seinen Hofstaat zu Verona; ein guter, sanftmüthiger und gerechter Fürst, ob er gleich ganz Italien besiegt hatte.

Zu gleicher Zeit lebte in einem veronischen Dorf ein Bauer, Namens Bertoldo, von einer sehr lächerlichen Gestalt. Er hatte einen dicken, ballrunden Kopf, mit rothen abgestutzten Haaren, Triefaugen mit rothem Rande, eine dicke Nase, roth wie rothe Rüben und mit weiten Nasenlöchern, ein Maul bis an die Ohren, aus dem zwey krumme Zähne, wie die Hauer eines wilden Schweines, hervorragten; um das Kinn einen dichten schmutzigen Bart. Sein Wuchs entsprach seiner abentheuerlichen Gestalt; plumpe Hände und Füße; eine grobe mit

Haa-

Haaren dicht besetzte Haut. So sah Bertoldo aus, also wirklich eben nicht reizend. Hingegen aber war, zur Schadloshaltung, sein Verstand gründlich und fein. Er war die lustige Person in dem Dorfe Bretagnana, wo er wohnte. Seine Mitnachbarn hörten lieber ihn von Moral schwatzen, als ihren Pfarrer; hatten sie Streitigkeiten, so schlichtete er sie besser, als der Herr des Dorfs und die Richter sie entschieden, und noch reizte er sie besser zum Lachen, als die Marktschreyer und die Affen, welche zuweilen durch ihr Dorf zogen.

Dieser seltsame Mann war der jüngste von zehn Brüdern, und hatte kaum das Nothwendigste zum Unterhalt für sich, seine Frau Marcolfo, und seinen kleinen Jungen Bertoldino. Aber er und seine Frau arbeiteten so viel, als sie nur konnten, und denn ließen sie ihre Nachbarn, die sie liebten, an keiner Sache Mangel leiden.

Eines Tages kam Bertoldo auf den Einfall, die Stadt und den Hof zu sehen. Blos die Neugierde reizte ihn, und er hatte dabey weiter keine besondre Absicht.

Er kam auf den großen Platz in Verona, und beschäftigte sich damit, den königlichen Pallast

last zu betrachten, den er für eine große Kirche hielt, als er zwey Weiber gewahr ward, die sich mit großer Erbittrung schlugen. Ob sie gleich ein großes Geschrey verführten, so konnte doch Bertoldo so viel verstehn, daß sie sich um einen Spiegel stritten. Eine dieser Frauen behauptete, ihr Mann hätte ihr den Spiegel gestohlen, um ihn der andern zu schenken. Man kann leicht vermuthen, daß sie bey dieser Gelegenheit alle Schimpfworte gegeneinander verschwendeten, die gemeine Weiber nur gegeneinander ausstoßen können. Ihre Erbittrung war aufs höchste gestiegen, als ein königlicher Bedienter ihnen meldete, daß der König ihren Streit untersuchen wollte. Dieses brachte sie auseinander, und sie sagten, sie wollten nur nach Hause gehen, um ihren Anzug und ihren Kopfputz in Ordnung zu bringen, damit sie vor Ihro Majestät erscheinen könnten. Bertoldo schloß hieraus, Alboni müßte ein gütiger Fürst seyn, der jedermann anhörte, und sich bemühte, die Streitigkeiten auch seiner geringsten Unterthanen beyzulegen. Er sah auch würklich die Thore des Pallasts offen, und daß die Wache niemanden den Eingang verwehrte. Er ging also hinein, und kam bis in den Audienzsaal, wo der König auf einer Art von Thron saß. Es standen noch einige niedrigere

Stühle da, für die vornehmsten des Reichs bestimmt, die selbst nur bey gewissen Gelegenheiten sich darauf setzten. Bertoldo setzte sich ohne Umstände darauf, obgleich der König von Officieren und Hofleuten umgeben war, die alle ehrfurchtsvoll standen. Einige derselben, denen seine Unverschämtheit und seine abentheuerliche Gestalt auffiel, sagten ihm, es sey unanständig, daß er sich so in Gegenwart des Königs niedersetze. — „Warum das? Setz ich mich doch wohl in der Kirche unsers Kirchspiels, wo der liebe Gott ist.“ — — Aber weißt du denn nicht, daß der König eine über jedermann erhabne Person ist. — — „Mein Sir, noch nicht so erhaben, als der Hahn auf der Spitze des Thurms von nusrer Pfarrkirche, der uns sogar lehrt, was für Wetter es werden wird.“

Diese Antwort, die der Monarch erfuhr, machte ihn neugierig, Bertoldo zu sprechen. Er ließ ihn kommen: Wer bist du? — — „Ein Mensch.“ — Wenn bist du auf die Welt gekommen? — „Als es dem lieben Gott gefiel, mich darauf zu schicken, und meinen Aeltern, mich zu zeugen, denn ich hab mich darum nicht bekümmert.“ — Dein Vaterland? — „Die Welt, denn es ist mir sehr gleichgültig,

wer

wer Herr davon ist; läßt man mich nur von dem leben, was die Erde hervorbringt, so mag sie beherrschen, wer da will; ich frag nicht einmal darnach, wie er heißt — Jetzt wohn' ich in einem Dorf, einige Meilen von hier, das Bretagnana heißt, und man hat mir gesagt, daß auch meine Aeltern lange da gewohnt haben." — Du hast also Familie, Frau, Kinder, Brüder? — „Ja, das hatt' ich alles, als ich heute morgends aus meinem Dorf ausging; sind sie aber noch in dem nemlichen Zustand, in dem ich sie verlies, so müssen sie alle todt seyn." — Und warum? — „Weil sie alle im Schlaf lagen, als ich von ihnen ging."

Die Neugierde des Königs ward immer mehr gereizt. — Welches Ding unter allen auf der Welt hat den geschwindesten Gang? — „Die Gedanken." — Welches ist der beste Wein? — „Derjenige, den man trinkt, wenn man zu Gaste ist, denn der kostet nichts." — Wer macht uns die meisten Liebkosungen? — „Wer uns betrügen will, oder hat er uns schon betrogen, wenn er aufs neue Lust dazu hat."

Der Monarch ergötzte sich an diesen Antworten. Zuletzt aber entfuhren Bertolden noch einige satyrische Züge gegen die Hofleute nicht allein, son-

sondern auch selbst gegen die Regierung, und nun gebot ihm Alboni, sich zu entfernen. Vergebens sagte Bertoldo, ich bin wie die Fliegen, je mehr man sie verscheucht, je mehr sie wieder kommen." — Gut! bey Lebensstrafe unterstehe dich nicht, anders als auf dem Fuhrwerk der Fliegen wieder hieher zu kommen. — „So sey's!" — Nun ging Bertoldo fort, und Abends ging er wieder in seinem Dorfe.

Den andern Morgen kam er wieder nach Verona auf einem abgehärten Esel, der so gar hin und wieder abgeschunden war, und ging hinauf zum König. — „Herr! ich bin auf dem Fuhrwerk der Fliegen gekommen; unten stehts am Thore." In der That war der arme Esel, dessen Wunden, weil er Bertolden getragen hatte, wieder aufgebrochen waren, über und über mit Fliegen bedeckt, und die Bedingung also erfüllt. Der König konnt' es nicht in Abrede seyn, und Bertoldo ward gnädig aufgenommen. Er wollte ihn auch zum Frühstück in seine Küche schicken, aber Bertoldo war noch neugieriger, die Entscheidung der Sache der beyden Weiber, welche sich den Abend zuvor gezankt hatten, zu hören. Sie vertheidigten ihre Rechte mit eben so vieler Hitze als sie den Tag vorher gezeigt hatten. Jede stell-

te eine Menge von Nachbarinnen als Zeugen auf. Der König ließ Stillschweigen gebieten: Ich will, daß der streitige Spiegel in zwey Stücke gebrochen, und unter beyde getheilet werde — Die eine ließ es sich gefallen; die andre schrie: sie würde außer sich seyn, wenn so ein schönes Stück verdorben werden sollte. Nun sprach ihr der König, wie Salomo, den ganzen Spiegel zu. Der ganze Hof bewunderte diese sinnreiche Entscheidung; **Bertoldo'n** aber gefiel sie nicht so. — „Herr, sagte er, würd' es nicht ungnädig aufgenommen, so wollt' ich dir zeigen, daß dein Ausspruch ganz verkehrt ist; ich sehe wohl, du kennst die Weiber nicht: T.... sind's; in ihren Kopf und in ihr Herz kann sich niemand finden. Zwischen einem Spiegel und einem Kinde ist ein großer Unterschied; unser Pfarrer hat uns die Geschichte von dem Ausspruch Salomons erzählt; hier aber ist's etwas anders; noch einmal die Weiber sind..... Hier fieng der König an, dem schönen Geschlechte eine Lobrede zu halten, die im Roman recht gut geschrieben ist. **Bertoldo** antwortete darauf in einer Rede nach seiner Weise, welche im Original nicht weniger anziehend ist, und sich mit den Worten schließset: „Morgen wirst du mir eingestehen, daß dieses Geschlecht unerträglich ist." Wenn du

es

es dahin bringst, sagte der König, so versprech' ich dir, reichlich dich dafür zu belohnen; geh' indessen, und iß zu Abend. „Gleich," antwortete Bertoldo, und ging. Doch aß er mäßig. Wenig zum Wohlleben gewöhnt, wollte er sich keiner Versuchung aussetzen. Es ward ihm ein gutes Bette angeboten, aber er zog ein Bund Stroh im Stalle vor. Den andern Morgen mit Anbruch des Tages eilte er, seinen Entwurf auszuführen. Er erkundigte sich nach der Wohnung derjenigen von den beyden Weibern, welche den Proceß verloren hatte, und ging zu ihr. Sie erinnerte sich gleich, ihn bey dem Ausspruch des Königs gesehn zu haben. — „Ganz recht; und hätte meine Meynung etwas gegolten, ihr hättet euren Proceß nicht verloren; ich komm', um euch mein Beyleid darüber zu bezeugen. Wir Räthe werden wohl noch ganz andre Sachen zu beurtheilen haben; aber ich sag' euch nicht, worauf es ankömmt, eh' es öffentlich bekannt wird, ihr mögtet es ausplaudern." Die Frau betheuerte ihm, sie wäre die verschwiegenste Person ihres Geschlechts. „Nun gut; der König hat gesagt, da der Krieg sein Reich entvölkert hätte, und da es gegenwärtig weit mehr Weibsleute als Mannspersonen gebe, so wolle er den Befehl ergehen lassen, daß jeder Mann

sieben Frauen haben solle.“ — Ist das mög- lich! ist das möglich! — Ganz unfehlbar! Diesen Abend noch wird das Edikt bekannt gemacht werden; aber... daß ihr nichts davon sagt.“ — Kaum war Bertoldo fort, so eilte die gute Frau, ohne einen Augenblick zu ver- lieren, zu einer Nachbarin, um ihr das wichti- ge Geheimniß anzuvertrauen; diese vertraute es wieder einer dritten, und so weiter, mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. Alle faßten mit gleicher Heftigkeit den Entschluß, sich zu ver- sammeln, und dem Könige gegen das vorgebli- che Gesetz Vorstellungen zu thun. Mit einem solchen Ungestüm sind wohl noch keine Vor- stellungen gemacht worden. Bertoldo war schon im Pallast, und stellte sich eben so sehr als jeder andre darüber erstaunt, eine Menge von Weibern zu sehen, die ins Gelag hinein schrien, ohne daß man im geringsten aus ihren Klagen klug werden konnte. Der König er- fuhr den Lärm, und kam auf den Balcon. Was giebt es, ihr guten Weiber, was wollt ihr? — Die Weiber ließen ihn nicht weiter reden, sondern schrien noch ärger, und fiengen sogar an, den König zu schimpfen. — „Ein sauberer Befehl, schrie ein altes schmutziges Weib, daß unser sieben nur Einen Mann ha- ben sollen! Zum T..! wollt ihr, Herr! ein

Dutzend Weiber haben, was geht's uns an; aber wir, wir haben nicht zuviel an Einem Mann eine jede: Ha! ha! warlich derjenige von unsern Männern, der's wagt, noch eine Frau zu nehmen, der — glaubt's nur, Frau Nachbarin, der soll euch artig ankommen; und noch schlimmer, der's mit der dritten wagen wollte; nicht einer soll seyn, der's bis auf sieben brächte. Dafür steh' ich euch. Nur ein Siebentheil Mann zu haben, mein Seel, lieber schlüg' ich ihn gar tod!" — Aus dieser schönen Standrede sah' der König nun, was sie haben wollten, aber ausreden konnt' er es ihnen nicht, denn das Geschrey währte immer fort. Zum Glück nahm's der Kommendant der Stadtgarnison auf sich, die Soldaten durch alle Straßen, welche auf den großen Platz stießen, dahin rücken zu lassen. Jetzt sah sich dieser weibliche Pöbel umringt, und die Furcht überfiel sie. Man that ihnen zwar nicht das mindeste zu Leide, dennoch aber machte blos das Ansehn der Soldaten einen solchen Eindruck auf sie, daß sie alle auf die Knie fielen, und eben so leicht um Verzeihung baten, als sie zuvor sich empört hatten. Nun hielt ihnen der König eine sehr ernsthafte Strafpredigt, und ließ selbst gegen ihr ganzes Geschlecht ziemlich heftige Vorwürfe fahren. Er ließ Ber-

toldo'n kommen, und räumte ihm ein, daß das weibliche Geschlecht sehr übereilt und unvernünftig wäre. Doch befahl er den Soldaten, Platz zu machen, damit alle diese Schreyerinnen nach Hause gehen könnten, und ihre ganze Strafe war das Hohngelächter der Soldaten.

Bertoldo'n trug **Alboni** verschiedene Gnadenbezeugungen an, die aber jener ausschlug; er hätte nichts nöthig, sagte er. Der König fragte ihn auch, ob er nicht der Urheber des Gerüchtes wäre, welches den Auflauf verursachet hätte, und er gestand aufrichtig: in der Gewißheit, nicht bestraft zu werden, hätte er dieses Mittel angewendet, den König dahin zu bringen, daß er heute eben so viel Böses von dem weiblichen Geschlechte sagen müssen, als er den Abend zuvor Gutes von ihm gesagt hatte.

Allein Alboni's Gemahlin, eine stolze Prinzeßin, war sehr darüber aufgebracht, daß Bertoldo bey diesem Vorgang ihr Geschlecht zum Gegenstand seines Spottes gewählt hätte. Sie schrieb also an den König, der eben damit beschäftiget war, den Bauer zu belohnen. Der Monarch schien, als er das Billet erhielt, einen

nen Augenblick nachzudenken. **Bertoldo** errieth seine Gedanken, und der König gestand, er hätt' es getroffen. „Immerhin, Herr! lassen Sie mich zu Ihrer Gemahlin gehen; wahrscheinlich will sie mich recht artig abprügeln lassen, aber ich hoffe doch, mich bey ihr eben so gut, als bey andern aus der Sache zu ziehen.“ Ich bin's zufrieden, sagte der König, in der That, sie will dich sprechen. **Bertoldo** ging, und zeigte sich der Königin mit eben der Dreistigkeit, mit welcher er mit dem König sprach.

Die Königin, welche ihre Rache schon ausgesonnen hatte, nahm ihn zum Schein sehr gnädig auf. — Du bist ohne Zweifel **Bertoldo**? — Ich erkenne dich an deiner auszeichnenden seltsamen Figur. — „Wahrhaftig, ich stelle mir vor, man wird Ew. Majestät meine Figur eben nicht sehr empfohlen haben, und Sie werden sie auch nicht sehr angenehm finden; wenigstens aber habe ich sie so, wie sie ist, blos von der Natur, und sie gehört mir ganz allein; ich brauche keinen Putztisch; ich bedarf keines Schmuckes, und ich trag' auf meine Haut weder weiß noch roth, wie manche andre Personen, für die ich übrigens eine tiefe Ehrfurcht habe.“ — Ha! seht doch, sagte die Königin, du hast Verstand, **Bertoldo**;

auch spaßhaft, wie ich sehe. Gut! du sollst bey mir eben die Ehre, wie beym König genießen. Du hast dich in seiner Gegenwart gesetzt; ich erlaube dir's auch, vor mir zu thun. Bey diesen Worten ward ihm eine Bank gezeigt, die in einem Winkel des Saals stand, und mit einem Teppich belegt war. Aber unter diesem war ein Brunnen verborgen, und Bertoldo wäre, hätt' er sich gesetzt, ins Wasser gefallen. Er merkte aber etwas: „Ich verstehe, sagte er zur Königin, so ein wenig von Hexerey; ich seh' unter diesem Teppich, da ist's nicht gar zu richtig, und, halten Sie mir's zu Gnaden, ich setze mich nicht darauf." — Auf Ehre, Bertoldo weiß so etwas — „Oh! oh! ich weiß wohl noch mehr, als das; seh' ich nicht recht gut, daß alle diese Damen jede eine Ruthe haben? Das ist kein Putz; auf meinen Buckel soll's; ich weiß auch, welche von ihnen mir den ersten Hieb geben wird; von den Verheyratheten diejenige, der die Ehre ihres Mannes am wenigsten am Herzen liegt, von den Ledigen die, welche die ihrige am meisten vernachläßigte." — Die Damen sahen sich einander an; einige errötheten, andre lächelten, keine aber wagte es, den ersten Hieb zu geben; selbst die Königin hielt an sich. — „Wir wollen den Narren da gehen lassen; auch ist er so schmu-

tzig. Aber weit soll er nicht laufen; die Wache soll ihn bezahlen. Er soll durch sie hingehen — zu ihren Leuten — und bindet ihr scharf ein, daß sie ihn nicht schone."

„Ich sehe wohl, sagte Bertoldo zur Königin, daß Ew. Majestät mir eine schreckliche Strafe bestimmt haben; ich unterwerfe mich; nur um eine Mäßigung bitte ich, daß man mich nicht auf den Kopf schlage." — Ich bins zufrieden, denn todtschlagen mögte ich ihn bey alle dem nicht lassen. — „Kommt, sagte Bertoldo zu dem Vornehmsten von denen, die ihn in den Saal, wo die Wache war, führen sollten; meldet es ja der Wache, daß die Königin das Haupt *) verschont wissen will. Mehr verlang' ich nicht von euch.

Bertoldo ging; Pagen, Bediente, alles folgte ihm, um seine Bestrafung mit anzusehen. Der Abgeordnete der Königin machte ihren Befehl bekannt. Die Wache verstand ihm so: am Haupt sich nicht vergreifen, heiße so viel, als

*) Man glaubt, das Spiel mit dem Worte capo, welches den Kopf und auch den Anführer einer Anzahl Menschen bedeutet, erhalten zu haben.

als den ersten unter dem Haufen schonen, und hingegen die übrigen nicht schonen, so viel als die Nachfolgenden derb abprügeln. Sie fiel also über die ganze neugierige Gesellschaft her, und ehe sie aus dem Irrthum gebracht werden konnte, war Bertoldo schon weit davon, ohne einen einzigen Schlag bekommen zu haben.

Alboni lachte nicht wenig über die Art, wie sich Bertoldo herausgewickelt hatte, und von dem Augenblick an hätte der ganze Hof den Streich allerliebst gefunden, wär' er auch abgeschmackt gewesen. Alles lobte Bertolden. Man bot ihm ein gutes Abendessen an, aber er nahm nichts, als ein gut Stück geröstet Brod mit Knoblauch bestrichen, legte sich auf seinem Bund Stroh schlafen, und erschien den andern Morgen wieder bey Hofe.

Noch immer ward er da sehr gut aufgenommen, aber ein andres Original, das schon lange in Alboni's Pallast war, störte seinen kleinen Triumph. Der Mann hieß Fagotti, und war seit einiger Zeit im Besitz des Rechtes, den König und den Hof zu belustigen. Es war damals, wie bekannt, kein Fürst, der nicht seinen eigenen wohlbestallten Hofnarren gehabt hätte. Fagotti ward über Bertoldo's

Glück am Hofe eifersüchtig, und hatte die Kühnheit, sich mit ihm zu messen, denn er glaubte, ihn eben so leicht im Spasmachen übertreffen zu können, als durch seine lächerliche Gestalt. In der That war seine Gesichtsbildung abentheuerlich, obgleich bey weiten nicht so geistreich, als Bertoldo's Physionomie.

Der Geschichtschreiber hat uns nur einige von Fagotti's albernen Fragen an Bertoldo'n, und den feinen Antworten darauf überliefert. — Wie würdest du es anfangen, um Wasser in ein Sieb zu tragen? — „Ich würde warten, bis es gefroren wäre." — Bravo, bravo, rief der ganze Hof. — Wie dächtest du wohl, einen Hasen zu fangen, ohne zu laufen? — „Ich wartete, bis er am Spieße steckte." — Bravißimo! — Wie würdest du dich kleiden, um weder nackt noch angezogen zu seyn? — „In ein Fischnetz würd' ich mich wickeln." — Was ist das für eine Pflanze, die auch die Blinden kennen? — „Die Brennnessel, denn sie brennt sie an die Füße, wenn sie darauf treten, und an die Hände, wenn sie sie anrühren. Allemal antwortete Bertoldo so glücklich. Keine Frage konnte ihm Fagotti vorlegen, die er nicht auf der Stelle beantwortete. Endlich wußte der arme Hofnarr nicht

mehr,

mehr, was er anfangen sollte, und ließ sich auf persönliche Vorwürfe ein, zog Bertoldo'n mit seinen zerlöcherten Strümpfen und seinen zerrissenen Hosen auf. Ist doch, meiner Treu, versetzte Bertoldo, dein Gesicht zerfetzter noch, als meine Hosen zusammengestopft sind, und meine Strümpfe, so wie du sie siehst, gäb' ich nicht dafür, so wie's jetzt zugerichtet ist. — In der Hitze des Streits wollte Bertoldo ausspucken; aber er hatte schon angefangen, Lebensart am Hofe zu lernen, und bat daher den König um Erlaubniß; Meinetwegen, antwortete der Monarch, aber auf den Ort meines Pallastes, wo am wenigsten zu verderben ist. Bertoldo bedachte sich nicht lange, und spuckte Fagotti'n gerade ins Gesicht. Dieser kam ganz außer sich, dachte nicht mehr an Witz und Spaß, sondern stürzte sich wüthend auf den Bauer. Aber Bertoldo's Fäuste waren eben so fertig, als sein Witz, und trommelten so artig auf Fagotti'n herum, daß er's nie wieder wagte, an den veronesischen Hof zu kommen.

Bertoldo schien nun über alle seine Feinde gesiegt zu haben, als sich ein neuer Sturm gegen ihn erhob. Die Damen wollten wegen der übeln Meynung schadlos gehalten seyn, die

Ber-

Bertoldo nicht nur am Hofe, sondern durch das ganze Reich von ihnen verbreitet hatte; zu dem Ende baten sie den König in einer Bittschrift, sie in den geheimen Rath anzunehmen, damit sie auch Antheil an Staatssachen haben mögten. Diese Bitte machte den König um desto verlegner, da sie von der Königin, welche sich sein ganzes Vertrauen erworben hatte, unterstützt wurde, ob sie gleich diese Fürstin nicht unmittelbar angieng. Die andern Damen aber waren dem König wegen Mangel an Verschwiegenheit und Vorsichtigkeit verdächtig, und doch mogte er ihnen denselben nicht geradezu vorwerfen. In dieser Verlegenheit zog er **Bertoldo'n** zu Rathe, und der zeigte ihm bald einen Ausweg. Der König ließ eine Schachtel machen, die zwar fest zugemacht, aber doch so eingerichtet war, daß ein Thier, welches man hineingesteckt hatte, Athem holen konnte. Der König selbst gab diese Schachtel der Frau seines ersten Ministers in die Hände, und empfohl ihr sorgfältig, sie vierundzwanzig Stunden in einem Garten, wozu sie allein den Schlüssel hatte, aufzuheben. Alsdenn sollte sie dieselbe zur Königin bringen, wo sie noch einige andre Damen finden würde. In deren Gegenwart wollte man die Schachtel öfnen, und über dasjenige, was sie enthielte, in einem geheimen Rathe sich berath-

schlagen, zu welchem der König sie zuzulassen versprach. Die Frist der vierundzwanzig Stunden war zwar nicht lang, dennoch aber konnte die Dame der Neugier mitlerweile nicht widerstehen; die ganze Nacht konnte sie nicht schlafen; das anvertraute Geheimniß drückte sie zu sehr, und mit dem Morgen eilte sie in den Garten, um die Schachtel aufzumachen. Schnell, wie der Blitz, flog ein Vogel heraus und in die Luft davon. Sie konnte nicht erkennen, von was für Farbe, und von welcher Art er war. Unmöglich konnte sie also ihre Unvorsichtigkeit verbergen; ihr Mann selbst wußte kein ander Mittel, als dem König und der Königin alles zu gestehen. Die Damen erhielten leicht Verzeihung für dieß Versehn, und nur darinn bestand ihre Strafe, daß es einen Beweis ihrer Unfähigkeit, die Geheimnisse des Staats zu bewahren, abgab. An ihr Gesuch ward also nicht weiter gedacht. Aber gegen Bertoldo'n behielten sie einen heftigen Groll, dessen Folgen sich bald zeigten.

Sie hörten nicht auf, ihn zu necken, und ihm zu schaden zu suchen. Man mußte ihn in dieser Absicht zu der Königin locken, wo man die empfindlichsten Streiche gegen ihn ausgedacht hatte.

Eines

Eines Tages unterhielt Bertoldo den König mit seinem Gespräch, und sagte unter andern zu ihm: Herr! ich fürchte mich nicht vor dir; warum sollte ein Mensch einen andern fürchten? Sind wir nicht aus der nämlichen Masse gemacht? — Beyde Gefäße von Erde und Thon in den Händen der Vorsehung; aus dir haben sie ein glänzendes gemaltes und vergoldetes Gefäß gemacht; aus mir einen elenden N....; aber bey alle dem besteht der Unterschied nur in der Form und im Gebrauch.

In diesem Augenblicke ließ die Königin den Monarchen sagen, sie hätte Kopfweh, und wünschte den Bauer um sich zu haben, um sie durch seine Erzählungen zu zerstreuen. Bertoldo, sagte der König, nimm dich in Acht, es könnte dir wieder etwas bey der Königin begegnen; willst du's noch einmal drauf ankommen lassen — „O ja, ich hoffe mir wieder, wie das erstemal, herauszuhelfen, nur daß ich erst einen Gang in die Küche thun darf." — Zugestanden. — Indessen daß er da, wie gewöhnlich, ein sehr mäßiges Frühstück einnahm, brachte ein königlicher Jäger zwey lebendige Hasen. Bertoldo ließ sie sich geben, steckte sie in die Tasche, und ging durch einen kleinen Hof, der zu den Zimmern der Königin führte. Zwey unge-

ungeheure Hunde lagen in diesem Hof an der Kette, und wurden gewöhnlich nur des Nachts losgebunden. Die Damen aber hatten sie jetzt losbinden lassen, weil sie wußten, daß Bertoldo da vorbey gehen würde, und also hofften, die Hunde würden ihn zerreißen. Er hatte es vermuthet, und deswegen die Hasen zu sich gesteckt. So wie sich die Hunde ihm näherten, ließ er einen laufen, — dann noch einen — die Hunde setzten hinterdrein, fraßen sie, und Bertoldo kam ohne Schaden ins Zimmer der Königin, wo man sich sehr wunderte, ihn frisch und unverletzt zu sehen.

Er fand da eine Menge von Frauenzimmer — Bist du es also, Elender, der durch seinen übeln Rath den König abgehalten hat, uns unser Gesuch zu gewähren — „Der König wollte sie auf die Probe setzen; ich fand in meinem Vorrathssack ein Mittel, ihre Zurückhaltung zu prüfen; ist es mir geglückt, so ist es mehr ihr Fehler als der meinige.“ — Ha! in deinem Sack hast du's gefunden, jetzt magst du selbst hineinkriechen. — Mit diesen Worten übergaben sie ihn vier starken Bengeln, die ihn in eine Garderobe schleppten, und ihn da durch eine Menge von Ribbenstößen und durch Fuchteln mit Degen zwangen, in einen Sack

zu kriechen. Der Sack ward oben zugebunden, und **Bertoldo** mußte drinn stecken bleiben. Wahrscheinlich sollte er den Abend in den Fluß geworfen werden. Ein Sbirre mußte ihn bewachen. Jetzt war der arme Bertoldo sehr verlegen, und bot allen seinen Witz auf, um sich aus der schlimmsten Lage, in der er je gewesen war, herauszuhelfen. Es ist bekannt, wie er's that; denn man hat dieses Mittel auf der italiänischen Bühne angewendet, und es hat verschiedene Scenen veranlasset, deren jedermann sich erinnert. Er machte dem Sbirren weiß, daß er aus besondern Ursachen so eingesteckt worden wäre; er wollte sie ihm sagen, wenn er den Sack aufbinden, und ihm erlauben wollte, es ihm ins Ohr zu sagen. Der Sbirre war dumm genug, es zu glauben, und erlaubte ihm, den Kopf aus dem Sacke zu stecken, und mit ihm zu reden. Nun erzählte ihm **Bertoldo** eine seltsame Geschichte: „er wäre sehr reich, man wollte ihn zwingen, ein schönes und bemitteltes Mädchen zu heyrathen, dessen Tugend aber sehr verdächtig wäre; er wollte lieber sich ersäufen lassen, als sich zu dieser Heyrath verstehen; noch diesen Abend werde man wiederkommen, um ihn dazu zu zwingen, aber, er wiederhohle es, er wolle lieber sich ersäufen lassen, als dazu einwilligen.“

— Der einfältige Sbirre hieß ihn deswegen einen dummen Teufel, und erbot sich, seine Stelle einzunehmen, und das Mädgen zu heyrathen, sollte sie auch eine Meerkatze zur Welt bringen.

Voller Freuden hüpfte **Bertoldo** aus dem Sack, steckte den Sbirren hinein, eilte aus dem Pallast, und lief zur Stadt hinaus. Zuvor aber mußte er — und dies machte ihn nicht wenig verlegen — durch alle Zimmer der Königin wandern, denn die Garderobe, in welche er eingesperrt war, stieß daran; doch glückte es ihm, indem er sich ganz sachte zwischen den Betten der Kammerfrauen hindurchschlich. Diese lagen im tiefen Schlaf, und ermunterten sich nicht. Zu noch größerm Glück sah er auf einem Stuhle das Nachtkleid, den Kopfputz und den Schleyer der Königin liegen; er bediente sich dessen, und kam, so verkappt, bis in den Wachsaal. Einige von der Wache, die schon sehr früh munter waren, wunderten sich sehr, daß die Königin allein, so im Neglige und so früh ausging; aber sagen durften sie nichts, und **Bertoldo** wischte durch. Den andern Morgen fand die Kammerfrau vom Dienst weder Kleid noch Kopfputz, noch Schleyer der Königin. Erstaunlich! — Allenthalben gesucht.

Man

Man kam in die Garderobe. Kein Wächter; sondern im Sack fand man einen Menschen, der betheuerte, er wolle das Mädgen heyrathen, es brauche gar keiner Gewaltthätigkeit dazu. Lange konnte man nicht begreifen, was er haben wollte. Endlich klärte sich alles auf, **Bertoldo's** List war entdeckt; der dumme Sbirre mußte die Rechnung bezahlen. Einige sagen, er sey in den Fluß (die Etsch) geworfen, andre aber, er sey schimpflich fortgejagt worden. Wie dem auch sey, den Helden unsers Romans fand man in einem Backofen, in den er gekrochen war, das Nachtkleid und den Schleyer der Königin an sich. Eine Frau, welche zum Backen einschieben wollte, erstaunte nicht wenig, eine so drollige Figur mit einem so prächtigen Anzug da zu finden, und trug das Kleid in den Pallast. Hierdurch ward der Umstand, den die Wache ausgesagt hatte, daß sie die Königin mit Anbruch des Tags hätten ausgehn sehen, aufgeklärt.

Bertoldo ward also abgeholt, und in den Pallast gebracht. Die Königin war hitzig und stolz. Zwar hatte der arme Bauer weiter nichts, als etwas ganz Natürliches gethan, indem er sein Leben zu retten suchte; allein sie nahm es doch sehr hoch auf, daß er sich un-

terstanden hätte, ihr Kleid anzulegen, und beklagte sich so heftig darüber, daß der König den armen Bertoldo zum Strick verurtheilte. Der Monarch trieb die Gefälligkeit für eine Gemahlin, die er anbetete, bis zu einer Ungerechtigkeit, denn das war es im Grunde, und glaubte, sich deswegen bey diesem entschuldigen zu müssen: — „Herr! antwortete ihm Bertoldo, ich sehe ihre Gründe ein; ich erinnre mich, daß ich, einmal in meinem Leben, aus Gefälligkeit für meine Frau Marcolfa eine kleine Katze habe todtschlagen lassen, weil sie ein Pfund Butter genascht haben sollte, und doch wog das arme Ding, mit Haut und Beinen, kaum etliche Quentchen. Die Geringen müssen von dem Eigensinn der Großen leiden. Weil ich aber doch angezweigt (branché) *) werden soll, so bitt' ich Sie nur um Eine Gnade: daß ich selbst den Baum wählen darf, an dem ich hängen soll; denn das ist halber Trost, wenn man nach seinem Geschmack gehängt wird.“ — Der König, der's ohnehin nicht gerne sah, bewilligte es ihm. Ein Unterofficier mit zwey Gemeinen, nebst dem Scharfrichter, mußten

*) Man hat ein neues Wort gemacht, um die besondre Art des Hängens an den Zweig eines Baums, zu bestimmen.

mußten ihn vor die Stadt führen, und ihm die Wahl des Baums lassen. Damals waren die Galgen noch nicht erfunden, sondern man hing die Verbrecher an den ersten besten Baum auf.

Man kann sich leicht vorstellen, daß **Bertoldo** an allen Bäumen, die man ihm vorschlug, etwas auszusetzen hatte; einer war ihm zu hoch, der andre zu niedrig; an dem einen die Aeste zu schwach, an dem andern zu stark; das Grün der Cypressen war ihm zu traurig, und das Grün der Ulme zu munter. So zog **Bertoldo** seine Begleiter einige Tage herum, und so strichen sie in allen Hölzern in der Gegend der Hauptstadt umher. Den ganzen Tag waren sie auf den Beinen, und nur Mittags und Abends assen sie in den Dörfern. **Bertoldo** erhielt sie beständig auf guter Laune, erzählte ihnen die drolligsten Geschichtgen von der Welt, und darüber vergassen sie nach und nach, ꝛc. was sie auszurichten hatten. Endlich fiel es ihnen wieder bey, aber — einen Mann zu henken, der ihnen so viel Spaß gemacht hatte — schien ihnen unverantwortlich zu seyn. Sie gaben ihm also den Rath, sein Dörfgen wieder zu suchen, und gingen nach der Stadt zurück.

Die Königin glaubte nicht anders, als ihr Befehl sey vollzogen worden. Nach einiger Zeit

aber machte sie sich Vorwürfe wegen des Todes des armen Bertoldo, und bezeigte gegen den König ihre Reue darüber. Der König wußte, daß er nicht todt war, und lenkte die Sache dahin ein, daß die Königin selbst seine Zurückberufung an Hof verlangen mußte, damit er in schwierigen Fällen zu Rathe gezogen werden könnte. Der Monarch schien endlich nachzugeben, und schickte nach Bertoldo'n. Es gieng diesem schwer ein, an den Hof zurückzukehren. — „Aufgewärmte Suppen, und aufgewärmte Freundschaft taugen niemals; eine Unze Freyheit ist besser, als ein Centner Gold, wenn aus diesem Gold Ketten geschmiedet werden." — Man machte ihm aber so viel schöne Versicherungen von der Gnade des Königs und der Königin, daß er sich's endlich gefallen ließ, doch unter diesen Bedingungen 1) seine Frau und sein Sohn Bertoldino sollten zu Hause bleiben, da als Bauern fortleben, und das kleine Stückgen Land bauen, welches er zu Bretagnana besäße, welches von seinen Voreltern herrührte, das von Bertolazzo auf Bertazzo, von Bertazzo auf Bertolino, und von Bertolino auf ihn gekommen wäre. 2) Er wollte immerfort als Bauer gekleidet bleiben, oder doch so einfach als möglich; doch verstand er sich dazu, Kleider ohne aufgesetzte Lumpen und Strümpfe ohne Löcher zu tragen.

3) Man sollte ihm erlauben, in einer schlecht meublirten Stube auf der Erde zu wohnen, immer sein Brod mit Knoblauch und seine Käsesuppe zu essen. Unter diesen Bedingungen nahm er Besitz von der Stelle eines königlichen Raths der Lombardey.

Die Geschichte sagt, man habe Ursache, den Verlust des zweyten Theils von Bertoldo's Leben sehr zu bedauern; man würde da vortrefliche Entscheidungen der verwickeltesten Sachen gefunden haben; niemals hätt' ein Richter mehr Einsicht gezeigt, noch ein Minister seinem Fürsten besser gerathen.

Zum Unglück genoß Bertoldo seines Glücks nicht lange, obgleich seine Lebensart ebendieselbe zu Verona wie auf seinem Dorfe war. Er mußte zuweilen kleine Ausschweifungen machen; zum Beyspiel, mit den Partheyen, die er zum Vergleich bereden wollte, einen Schluck trinken; später, als er gewohnt war, zu Bette gehn, weil ihn der König manchmal bis nach der Sonnen Untergang aufhielt; anstatt zu ackern, mit Staatssachen umgehen, und sich heiser darüber schwatzen, denn lesen und schreiben konnt' er nicht. Seine Gesundheit litt darunter. Die Aerzte gaben ihm verschiedne

Arzeneyen, eine Sache, die er in seinem Leben nicht gebraucht hatte, und er starb.

König Alboni ließ ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten, und ein Grabmal setzen. Dieses zeigte ihn in Lebensgröße mit folgender Grabschrift:

Ein ungestalter Bauer lieget hier begraben,
Ihm hatte die Natur statt aller andern Gaben,
Verstand allein und Witz und gutes Herz verliehn.
Bertoldo hieß der Mann. – Sein König liebte ihn,
Rief ihn an seinen Hof ihm stets zur Seiten.
Es schätzte ihn die Nazion.
Er stützte oft – man sah' das nur zu seinen Zeiten –
Durch weisen klugen Rath den Thron.
Hätt' er gewollt, so waren Schätze seine,
Doch starb er dürftig. – Ihr, die ihr auf diesem Steine
Einst dieses lest, o! merkt, was er euch lehrt:
Bestimmt nicht nach dem äußern Scheine
Des Menschen innern Werth.

Nach seinem Tode wollte der König, der die treuen Dienste des guten Bertoldo nicht vergessen konnte, seine Familie zu Verona haben, und ließ Marcolfa'n und Bertoldino hohlen. Die gute Frau bedauerte ihren Mann von ganzen Herzen. Lange gab sie's seinem Aufenthalt am Hofe schuld, daß sie ihn nicht

mehr

mehr hätte; doch ließ sie sich endlich bereden, mit ihrem Jungen dahin zu gehn. Sie war zuweilen auf Eseln geritten, und war also nicht verlegen, wie sie fortkommen wollte. Bertoldino aber, der niemals anders als zu Fuße gelaufen war, und noch nicht Kräfte genung hatte, um mehrere Meilen auf diese Art zu machen, ward wie ein Sack queer über einen andern Esel gelegt, und so gieng der Zug nach Verona fort.

Der König empfing sie ungemein gnädig, ließ sie auf der Stelle anders, aber doch nach ihrem Stande kleiden, und schenkte ihnen eine artige Meyerey vor der Stadt, nebst einem Kästgen ganz mit Goldstücken gefüllt. Diese Geschenke waren ihnen sehr angenehm. Zum Unglück aber war in der Nähe ein Teich, und das Gequake der Frösche in demselben, an welches Bertoldino nicht gewöhnt war, fiel ihm nicht wenig beschwerlich. Um es also los zu werden, fand er ein Mittel, das sehr außerordentlich war. Er wollte ihnen etwas an den Kopf werfen, um sie entweder todt zu schmeißen, oder sie wenigstens zum Stillschweigen zu bringen. Das Kästgen fiel ihm in die Hände, er nahm die Goldstücken, und warf sie nach den Fröschen in den Teich. Nur wenige warf er todt, die

andern quäkten desto ärger, und alles Gold, das ihnen der König gegeben hatte, lag im Teiche. Marcolfa, die es bald vermißte, machte ihm heftige Vorwürfe darüber, und stellte ihm vor, daß man zwar Menschen mit Gold besänftigte, aber Frösche ließen sich dadurch nicht zum Schweigen bringen. Bertoldino'n leuchtete es auch ein, daß diese Thiergen lieber fressen als Gold haben wollten; also raspelte er alles zusammen, was er nur von Lebensmitteln im Hause erwischen konnte, und — alles in den Teich. Aber dieses Mittel glückte eben nicht besser, als das erste. Neue Vorstellungen von Marcolfa. — „Nun haben wir kein Mehl mehr; nun werden wir unsre Küchlein essen müssen! Und doch, wenn sie nur schon ausgekrochen wären! Aber wir haben nur wenig Hüner, und die können nicht viel Eyer auf einmal ausbrüten." — „Laßt mich nur machen, laßt mich nur machen, ich bin grösser als eine Henne; ich kann also auch mehr Eyer ausbrüten." — Alle Hüner jagte er nun von den Eyern weg, legte die Eyer auf Einen Haufen zusammen, und wollte sich darauf setzen, um sie auszubrüten; aber zum Unglück machte er mit seinem H... einen abscheulichen Eyerkuchen daraus.

Das

Das konnte Marcolfa nicht verschmerzen, und lief zum König, um ihm die albernen Streiche ihres Jungen zu klagen. Der König sah wohl, daß Verstand und Witz nicht erblich, und daß der Sohn des geistreichen Bertoldo nichts anders als ein Klotz wäre. Doch versprach er der guten Marcolfa, ihr allen Verlust zu ersetzen, nur daß Bertoldino nicht wieder solch einfältiges Zeug machen sollte; er wollte es ihm selbst einschärfen. Zu dem Ende ließ er ihn zu sich hohlen. Bertoldino, sagte er sanftmüthig zu ihm, denk' an deinen Vater, führ' dich so auf wie er. Er lebte am Hofe mit Freymüthigkeit, und auf dem Lande mit Bescheidenheit. *) — Der Tölpel merkte sich das sorgfältig. Noch im Pallaste begegnete ihm ein Kammerfräulein der Königin, die eben so höflich als tugendhaft war. Sie hieß Liberta (eine Art von allegorischen Namen, die in Italien seht gebräuchlich sind). Bertoldino hörte sie nennen, als er durch die Zimmer ging. — „Hm! das ist die, mit der mir der König am Hofe zu leben geheißen hat,“ — und that dem Fräulein, so plump und

*) Alles beruht hier auf einem Wortspiel, oder vielmehr auf die Aehnlichkeit der Worte liberta, Liberta; modestia, Modesta.

und schmutzig er war, Anträge, die eben so unhöflich als unanständig waren. Man kann denken, mit welchem Erstaunen und mit welchem Stolz Liberta sie aufnahm. Die Scene war lebhaft, und endigte sich zuletzt damit, daß der dumme Junge auf seinen Meyerhof zurückgeschickt wurde. Hier stand in der Nachbarschaft ein muntres Gärtnermädchen, die mit ausnehmender Gefälligkeit die Schmeicheleyen aller jungen Pursche des ganzen Bezirks anhörte. Zuweilen streifte sie sogar bis in die Vorstädte und Weinhäuser von Verona, wo sie leichte und schnelle Eroberungen machte. Sie hieß Modesta. — „Da hab' ich's; der König hat mir befohlen, auf dem Lande mit Bescheidenheit zu leben.“ — Dieser zweyte Theil von Alboni's Befehl war nicht so schwer zu vollziehen, als der erste. Die schöne Modesta schlug ihm nichts ab; aber sie ließ sich's gut bezahlen. Stück vor Stück lockte sie ihm alles ab, was ihr im Meyerhof anstand; das übrige Geld, Hüner, welsche Hüner, Mehl u. s. w. Marcolfa war außer sich, und beklagte sich auf's neue beym König, der auch Bertoldino'n sehr derbe Verweise geben ließ. Dieser fuhr indessen immer fort, eine Tölpeley über die andre zu machen.

Eines Tages ließ er sich von Kranichen in die Höhe heben, weil er in den Mond zu kommen

men glaubte, und fiel in einen Froschsumpf. Ein andermal, da er ganz nackt vor einen Bienenstock vorbeyging, setzten sich alle Bienen an ihn. Er wollte sie verjagen, riß eine Handvoll Brennesseln aus, und hieb sich damit. Ein Sperber sollte nicht die kleinen Vögel aus einem Neste hohlen; er band sie also alle zusammen ums Nest an. Der Sperber, der vorher von Zeit zu Zeit nur einen gehohlt hatte, hohlte sie nun alle, und das Nest dazu.

Seine letzte Heldenthat war diese. Er hatte am Hofe kleine Hunde von Doggenart gesehn, denen man die Ohren abgeschnitten hatte, welches ihnen sehr artig ließ. Dieses glaubte er müsse bey allen Thieren angehen, schnitt seinem Esel die Ohren auch ab, und lief damit zu seiner Mutter, welcher er versicherte, daß er aus seinem Esel ein allerliebstes Thierchen gemacht hätte. Jetzt konnt' es Marcolfa nicht länger mit ihm aushalten. Sie warf sich noch einmal dem Monarchen zu Füssen, der nun wohl einsah, daß Bertoldino unmöglich jemals seinem Vater Ehre machen würde. Die Folge war, daß Mutter und Sohn in ihr Dorf zurückgeschickt wurden, doch wurde dafür gesorgt, daß beyde noch gemächlicher als zuvor da leben konnten. Würklich brachten sie ihre übrige Lebenszeit recht angenehm da zu. Bertoldino heyra-

heyrathete eine Bäuerin, Namens **Menghine**, welche **Kakasenno's** Mutter ward. Ebenderjenige, der ehemals **Bertoldo'n** an Hof gebracht hatte, reiste einsmals durch Bretagnana, und erkannte die gute Großmutter, **Marcolfa**, fragte sie nach ihren Umständen, und erzählt' es dem König. **Alboni** ward neugierig zu wissen, ob nicht in dieser Familie der Verstand einen Sprung vom Großvater auf den Enkel gemacht hätte. **Kakasenno** mußte also mit **Marcolfa'n** an Hof kommen; aber er fand eben nicht mehr Beyfall, als **Bertoldino**. Er war feig und gefräßig. Alle Streiche, die man von ihm erzählt, laufen darauf hinaus. Der letzte, mit dem sich auch die Geschichte schließt, ist dieser, daß er einstmals eine Schüssel mit Leim für Kraftbrühe ansah, und rein ausleerte. Er starb davon, wenigstens hätte nicht viel daran gefehlt.

Aus diesem kleinen Roman ist der Stoff zu einem Gedichte genommen, welches in Italien allgemein geschätzt wird. Die Geschichte davon ist diese.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts oder zu Anfange des gegenwärtigen kam ein berühmter Maler aus der bolognesischen Schule, **Joseph Maria Krespi**, mit dem Zunamen der

Spa-

Spanier, auf den Einfall, die vornehmsten Begebenheiten Bertoldo's und seiner Kinder zu malen. Die Wahrheit in der seltsamen und geistreichen Gestalt Bertoldo's, und dann in den bäurischen, einfältigen Figuren der Marcolfa des Bertoldino, der Menghine und Kakasenno's ward von jedermann bewundert. Man überredete Krespi'n, seine Gemälde in Kupfer stechen zu lassen. Ein geschickter Künstler zu Bologna, Mattioli, stach sie, und statt einer Ausgabe des Romans in Prosa, in welche sie eingerückt werden sollten, fiel es einigen der vorzüglichsten schönen Geister Italiens ein, aus Bertoldo'n und seinen Kindern die Helden eines Gedichts in Berni's Manier zu machen. Die Arbeit ward unter ihnen getheilt. Das ganze Gedicht sollte zwanzig Gesänge haben; die ersten sechs sollten das eigentliche Leben Bertoldo's, die acht folgenden die Geschichte Bertoldino's, und die übrigen die von Kakasenno enthalten. Jeder Gesang bekam seinen besondern Verfasser. Zu dieser Arbeit von zwanzig Dichtern machte der einundzwanzigste den Inhalt in Versen vor jeden Gesang, ein andrer fügte Allegorien oder Moralen in Prosa hinzu, und endlich noch ein andrer gelehrte Anmerkungen über das ganze Werk. Solchergestalt ist dieses Gedicht die Ar-

beit

heit von dreyundzwanzig Dichtern, die fast alle aus Bologna, Ferrara oder der Lombardey waren; ein einziger nur war aus Toskana. Dennoch gab die Akademie della Crusca, nach einer genaüen Prüfung der Schreibart, diesem Gedicht ihren feyerlichen Beyfall. Es kam also im Jahr 1736 zu Bologna in einem schönen Quartband heraus, mit schönen Kupferstichen, und allem, was die großen italiänischen Gedichte auszeichnet, geziert, mit Argumenten, Allegorien und Anmerkungen. Diese prächtige Ausgabe scheint eine Parodie jener großen Gedichte zu seyn. Aber diese Parodie, wenn es eine ist, hat so vielen Beyfall gefunden, als ein ernsthaftes Gedicht je erwarten kann. Es sind auch verschiedene besondre Umstände dabey zu bemerken. Verschiedene schöne Geister zu Bologna, deren einige unter die ersten Verfasser gehörten, unternahmen's im Jahr 1740 das Gedicht aus Toskanischem Dialekt, in dem es geschrieben war, im Bolognesischen überzutragen. Ein Toskaner oder Römer brauchte würklich ein Wörterbuch für diesen Dialekt, und doch hatte man keines; es fehlte auch an Werken, wo der Text in beyden Mundarten in Kolonnen gegeneinander über gestanden hätte, um den Unterschied von beyden auffallender zu machen. Jene Uebersetzung hat Italien diese Vortheile ver-

verschaft. In der Ausgabe von 1740 und 1741 findet man den toskanischen Text neben dem bolognesischen, und am Schluß des letzten Theils ein bolognesisches Wörterbuch.

Auf diese Art erschien 1747 eine Uebersetzung aus der florentinischen Mundart in die venezianische, nebst einem venezianisch-toskanischen Wörterbuche, welche eben so nützlich ist.

Verschiedne von den dreyundzwanzig Verfassern dieses Gedichts leben wahrscheinlich noch, wenigstens der Doktor Franz Maria Zanotti, Präsident des Instituts zu Bologna, Verfasser des sechsten Gesangs. Erst vor kurzem starb der Abt Frugoni aus Genua, der den zehnten Gesang geschrieben hat, zu Parma. Vor ungefähr zwey oder drey Jahren verlor Italien den Herrn Flaminio Scandelli, der außer den siebenten Gesang auch eine schöne Uebersetzung des Telemachs in Versen in florentinischer Mundart geliefert hat.

Wer dieses Gedicht und den Roman kennt, wird vielleicht eine Menge witziger Einfälle ungern in dem Auszug vermissen. Viele davon sind sehr gut, besonders in den Unterredungen zwischen der Königin und Marcolfa; aber übersetzt würden sie viel von ihrem Werth verlieren.

lieren. Ein Theil desselben besteht in Wortspielen, für die sich in andern Sprachen nicht leicht gleichgeltende Worte finden lassen.

Noch ist zu bemerken, daß die vornehmsten Züge aus der Geschichte Bertoldo's und seiner Familie in Italien so bekannt sind, daß man sie als Sprüchwörter gebraucht. Jedermann weiß da, was la pace di Marcolfa bedeutet. Das gute Weib des ehrlichen Bertoldo sagte zur Königin: wenn sie und ihr Mann sich den Tag über gezankt hätten, machten sie den Abend wieder Friede, und dieser Friede wär' ihr so angenehm, daß sie öfters kleine Zänkereyen veranlaßte, um sich nur das Vergnügen der Aussöhnung zu verschaffen. Das heißt la pace di Marcolfa. Uebrigens sagt man in einigen Provinzen Italiens: la pace di Marcone. Dieses zeigt einen andern Ursprung des Sprüchworts an, vielleicht aus einer andern Erzählung genommen; aber die Anwendung ist immer die nemliche.

V. Epi-

V.

Episoden

und

kleine Geschichten.

Die Schäferstunde.

Diese Erzehlung gründet sich auf eine wahre Begebenheit, wie Herr Dorat in seinem Journal des Dames versichert, aus welchem wir sie entlehnt haben; der Ton der Geschichte selbst ist piquant und geistreich; vielleicht etwas frey, aber wir glaubten, was in einem Journal für Damen stehn könnte, würde sich eben so gut für eine Bibliothek der Romane schicken.

— — — Die Gräfin von ***, fuhr unser Freund fort, nahm mich, ohne mich zu lieben: sie betrog mich. Ich wurde böse, und sie verließ mich: das alles war in der Ordnung. Ich liebte sie noch, und um mich desto besser zu rächen, setzte ich mir in Kopf, sie wieder zu haben. Es gelang mir; ich machte ihr den Kopf schwindlich, und das war's,

was ich wollte. Sie war eine Freundin der Frau von T***, die seit einiger Zeit große Absichten auf meine Person zu haben schien. Sie blieb ihrem Plan treu, fand sich allenthalben ein, wo ich war, und drohte, mich bis zur Ausschweifung zu lieben, ohne sich jedoch was dabey von ihrer Würde, und ihrem Geschmack an Zucht und Ehrbarkeit zu vergeben, worauf sie pünktlich hielt, wie ihr in der Folge hören werdet. Als ich eines Tages die Gräfin, in der Oper, zu erwarten ging, kam ich so frühzeitig, daß ich mich schämte: man hatte noch nicht einmal angefangen. Kaum war ich in die Loge getreten, als ich mich nebenan pſten hörte. Wer anders sollte es gewesen seyn, als meine decente Frau von T***? „Wie, schon da? sagte sie, sie müssen auch große Langeweile gehabt haben. Kommen sie doch zu mir.“ Ich war weit entfernt, mir träumen zu lassen, zu was für romantischen und außerordentlichen Auftritten diese Zusammenkunft Anlaß geben würde. Aber mit der Einbildungskraft der Weiber kommt man raschen Gangs fort, und der Frau von T*** ihre war in diesem Augenblicke drolligt genug gestimmt. „Ich muß Sie, redete sie mich an, von dem Ridicule retten, das eine solche Einsamkeit über Sie verbreiten würde; ich muß

— o der Einfall ist herrlich! und weil sie eben da sind, so ist nichts natürlicher, als daß ich ihn ausführe. O es hätte nicht glücklicher kommen können! Haben sie vielleicht auf diesen Abend einen Plan? Es wird nichts daraus, ich sage es ihnen vorher; ich entführe sie. Keine Fragen, keine Einwendungen! Ueberlassen sie sich mir und der Vorsehung. Rufen sie meine Leute" — Ich unterwerfe mich. Man befiehlt, ich soll hinuntergehen; ich gehorche. Ich rufe, man kömmt. — „Geht in das Haus dieses Herrn, sagte die Frau von T*** zu einem Bedienten, und sagt, man sollte diesen Abeud nicht auf ihn warten." — Hierauf wurde noch was ins Ohr gezischelt, und der Bediente fortgeschickt. Die Oper geht an. Ich will plaudern. Man gebietet Stillschweigen. Man hört eifrig zu, oder vielmehr, man thut als ob man zuhörte. Kaum ist der erste Akt aus, als ein Billet an Frau von T*** gebracht, und zugleich gemeldet wird, daß alles fertig sey. Sie lächelt; — „Ihren Arm!" — wir verlassen das Opernhaus, steigen in ihren Wagen, und ich befinde mich außer der Stadt, ehe ich mich noch habe erkundigen können, was man mit mir anfangen will.

So oft ich eine Frage wagte, war die Antwort ein lautes Gelächter. Hätte ich nicht gewußt, mit wem ich zu thun hatte, mit einer Dame, die in dem Augenblick in eine sehr entschiedene und Stadtberüchtigte Liebschaft mit dem Markis ** verwickelt war, so wäre ich versucht gewesen, mich auf guten Wegen zu glauben: da sie aber meine Herzensangelegenheiten mit der Gräfin *** eben so gut wissen mußte, als ich, weil sie, wie ich oben erzählte, ihre vertraute Freundin war, so untersagte ich mir alle stolze Gedanken, und erwartete in Gelassenheit mein Schicksal. Die Pferde wurden gewechselt, und wir rollten, wie der Blitz, weiter. Die Sache fing mir an ernstlich zu werden. Ich bat eifriger, mir zu sagen, wohin mich diese Schäkerey am Ende bringen würde. — „An einen sehr reizenden Ort; aber rathen sie, wohin? ich gebe es ihnen unter tausenden auf .... Zu meinem Mann. Kennen Sie ihn?“ — „Nicht im geringsten.“ — „Nun gut, ich, ich kenne ihn ein wenig; und ich hoffe, daß Sie mit ihm zufrieden seyn sollen: man söhnt uns wieder aus. Es sind nun sechs Monate, daß daran gearbeitet wird, und wir schreiben uns schon wieder. Ist es nicht sehr galant von mir, daß ich ihn aufsuche?“ — „Ja, aber, mit Ihrer Erlaubniß,

was

was soll ich dabey machen, ich?“ — „Das ist meine Sache. Ich habe mich vor der Langeweile eines Tête à tête gefürchtet; Sie sind liebenswürdig, und ich bin froh, daß ich Sie habe.“ — Den Tag einer Aussöhnung zu wählen, um mich dem Mann vorzustellen! Wahrhaftig Sie würden machen, daß ich mich für nicht gefährlich hielte, wenn man es mit fünfundzwanzig Jahren seyn könnte. Und dann, man ist so verwirrt, wenn man sich zum erstenmal spricht. Auf Ehre, ich sehe für uns alle drey nichts spaßhaftes bey der ganzen Entrevue.“ — „Ach, keine Moral, ich bitte Sie; Sie verfehlen das Aemtchen ganz, wozu ich Sie mitgenommen habe. Sie sollen mich unterhalten, zerstreuen, und nicht mir vorpredigen!“

Sie war so entschlossen, daß ich es für das beste hielt, mich darein zu ergeben. Ich fing an, über meine Rolle zu lachen. Wir wurden sehr aufgeräumt, und das Ende war, daß ich fand, daß sie Recht hatte. Wir hatten zum zweytenmal die Pferde gewechselt. Der verschwiegne Mond erhellte eine der schönsten und wollüstigsten Dämmerungen, die jemals auf die Erde herabgesunken waren. Von Zeit zu Zeit ließ man mich die Schönheit der

Gegend, die Stille der Nacht, und das rühren-de Schweigen der Natur bewundern. Um dies alles, wie von Rechtswegen, zusammen zu be-trachten, guckten wir zu Einem Schlage hin-aus. Bey jeder Bewegung der Kutsche be-rührten sich unsre Gesichter, und bey einem unversehenen Ruck des Wagens, drückte mir Frau von T*** die Hand, und ich schlang, durch das größte Ohngefehr von der Welt, meinen Arm um sie. Was wir in dieser Stel-lung eigentlich sehen wollten, weiß ich nicht, aber so viel weiß ich, daß die Gegenstände vor meinen Augen zu schwimmen anfingen, als man sich plötzlich von mir losriß, und in den Wa-gen zurückwarf. „Ist ihre Absicht vielleicht, sagte die Dame nach einem ziemlich langen Nachsinnen, mich von meiner Unvorsichtigkeit zu überzeugen?“ Die Frage verwirrte mich. „Absichten .... mit ihnen .... Wie wunder-lich! Sie würden sie gar bald entdecken. Aber ein Ohngefehr, eine Uebereilung .... verdient das keine Verzeihung?“ — „Wenigstens ha-ben sie darauf gerechnet, wie es scheint.“ —

Mitten unter diesem Gespräch waren wir unvermerkt in dem Hofe des Schlosses ange-kommen. Alles war erleuchtet, alles verkün-digte Freude, nur die Gestalt des Hausherrn

nicht:

nicht: die verrieth nichts weniger als Vergnügen über unsre Ankunft. Unter einem niedergeschlagenen, kaltsinnigen Wesen guckte nur zu deutlich hervor, daß ihn zu dieser Aussöhnung nichts bewogen hatte, als Familienursachen. Unterdessen brachte ihn doch der Wohlstand bis an die Kutschenthüre. Die Dame stellte mich vor, er gab ihr die Hand, und ich folgte, indem ich über meine vergangne, gegenwärtige und künftige Rolle nachdachte. Die Säle, durch die wir kamen, waren mit eben so viel Geschmack als Kostbarkeit geziert, denn der Herr von Hause war in allen Verfeinerungen des Luxus ausgelernt, und verstand die Kunst fürtreflich, durch Bilder der Wollust das Feuer der erstorbenen Natur wieder anzufachen. Da ich nichts bessers zu reden wußte, so nahm ich meine Zuflucht zum Bewundern. Unsre Göttin machte die Honneurs vom Tempel. „Das ist noch alles nichts, was Sie sehn; sagte sie, kommen Sie, ich muß Ihnen das Zimmer von meinem Mann zeigen.“ — „Aber Madame, es sind schon fünf Jahre, daß ich es habe einreißen lassen.“ — „So, so!“ antwortete sie, indem sie an was anders dachte. Ich glaubte für Lachen zu ersticken, da ich sie so gut von dem unterrichtet sah, was in ihrem Hause vorging. Des Abends, bey Tische, bot sie ihm ein Stück Lachs an, und der

Herr Ehegemahl antwortete: „Madame, ich brauche schon seit drey Jahren die Milchkur!“ — „So, so!“ — Man stelle sich nun vor, was das für eine Unterhaltung unter drey Personen seyn mußte, die alle so verwundert waren, sich beysammen zu sehn.

Nach Tische bildete ich mir ein, daß wir alle bald unsre Betten suchen würden, allein ich irrte mich nur beym Mann nicht. „Ich danke ihnen, sagte er bey unserm Eintritt im Saal, ich danke ihnen Madam für die Vorsicht, die sie gehabt haben, diesen Herrn mitzubringen. Sie glaubten vermuthlich, daß ich mich sehr schlecht zum Wachen schickte, und sie haben sich nicht betrogen, denn ich muß mich entfernen. — Der Herr da, fuhr er in einem ziemlich spöttischen Tone fort, indem er sich gegen mich wendete, wird mich entschuldigen, und die Mühe auf sich nehmen, mich darüber mit Madam auszusöhnen.“ Und hierauf verschwand er. Wir sahn einander an, und um uns die Gedanken in etwas zu vertreiben, die dieser Abschied verursacht hatte, schlug Frau von T*** vor, während daß unsre Leute äßen, ein wenig auf der Terrasse spatzieren zu gehn. Es war eine herrliche Nacht; die Gegenstände schimmerten durch ihren Schleyer halb durch, und dieser schien nur

über sie geworfen zu seyn, um der Einbildungskraft mehr Schwung zu geben. Das Schloß und die Gärten lagen an einem Hügel, und stiegen Terrassenweiß bis zu den Ufern der Seine hinab, deren mannichfaltige Biegungen kleine ländliche und pittoreske Inseln bildeten, die das Gemälde vervielfältigten, und den Reiz der Gegend erhoben. Anfangs gingen wir auf der längsten von diesen Terrassen, die mit dichten Bäumen bedeckt war. Die Dame hatte sich wieder von der Spötterey des Mannes erhohlt, und machte mir, während dem Spatziergang, verschiedene Confidencen. Die Confidencen stecken an; ich erwiederte sie, und sie wurden immer vertraulicher und interessanter. Wir gingen schon sehr lange spatzieren. Sie gab mir gleich beym Anfang der Promenade ihren Arm, und dieser Arm hatte sich, ich weiß nicht wie, verschlungen, unterdessen daß der meinige sie unterstützte, und sie kaum die Erde berühren ließ. Die Stellung war angenehm, aber beschwerlich in die Länge, und wir hatten uns noch so viel zu sagen! Eine Rasenbank zeigte sich; wir setzten uns, ohne uns fahren zu lassen. In dieser Attitüde brachen wir in das Lob des Vertrauens und seiner Annehmlichkeiten aus. — „Wer kann sich ihnen besser und mit weniger Folgen überlassen, sagte sie,

als

als wir? Ich kenne die Verbindung zu sehr, die Sie fesselt, als daß ich mich bey Ihnen fürchten sollte.“ — Vielleicht wollte sie widersprochen seyn, aber ich vergaß es. Wir überredeten uns also wechselsweise, daß es fast wie unmöglich wäre, daß wir uns was anders seyn könnten, als was wir uns wären. — „Unterdessen gesteh ich, ich fürchtete, daß meine Uebereilung im Wagen Sie erschreckt hätte“ — „O, ich erschrecke nicht so leicht.“ — „Es könnte aber doch einiger Verdacht zurückgeblieben seyn.“ — „Aber was soll ich thun, um Sie zu beruhigen?“ — „Sie können es.“ — „Und wie?“ — „Sie errathen's nicht?“ — „So reden Sie doch!“ — „Vorher müssen Sie mir versprechen, nicht böse zu werden.“ — „Gut, ich verspreche es; nun, was ist's?“ — „Daß Sie mir jetzt gleich und freywillig den Kuß zugestehn, den ich Ihnen durch ein Ohngefehr im Wagen raubte, und der Sie damals so aufbrachte.“ — „Warum sagten Sie das nicht gleich? Herzlich gern! Sie würden zu stolz werden, wenn ich's Ihnen abschlüge. Ihre Eigenliebe würde Sie überreden, daß ich Sie fürchtete.“ — Ich bekam den Kuß.

Es ist mit den Küssen, wie mit den Confidencen. Kaum war der erste gegeben, so folgte ein zweyter, und diesem wieder ein andrer. Sie jagten sich, sie unterbrachen unser Gespräch, und nahmen seine Stelle ein; kaum daß sie Raum für die Seufzer ließen. — — Stillschweigen folgte, und man verstand's, denn man versteht zuweilen das Stillschweigen: es erschreckte. Wir standen auf, ohne ein Wort zu sprechen, und gingen weiter. „Wir wollen wieder umkehren, fing die Dame an, die Abendluft taugt für uns nicht.“ — „Ich glaube, daß sie Ihnen minder schädlich ist,“ antwortete ich. — „Ja .... ich fühle sie weniger, als eine andre: aber das thut nichts, lassen Sie uns umkehren.“ — „Ohne Zweifel geschieht es meinetwegen.“ — “Ihretwegen?“ — „Sie wollen mich vor den Gefährlichkeiten des Eindrucks einer solchen Promenade, und den traurigen Folgen wahren, die sie allein für mich haben könnte.“ — „Sie legen meinen Bewegungsgründen auch sehr viel Delicatesse bey: .... Aber lassen Sie uns ins Haus gehn, ich bestehe darauf.“ — Sie zwang mich, den Weg nach dem Schlosse zu nehmen.

Ich weiß nicht, ob sie sich Gewalt bey diesem Entschlusse angethan hatte, oder ob sie's reute, oder ob sie den Verdruß theilte, den ich empfand, ein Spiel, das sich so angenehm anfing, so schnell unterbrochen zu sehn; genug, durch einen wechselseitigen Instinkt wurden unsre Schritte immer langsamer und langsamer, und wir schlichen traurig einher, indem wir uns insgeheim einer über den andern, und über uns selbst ärgerten. Wir wußten nicht, an wen oder an was wir uns deswegen halten sollten. Keiner von uns hatte ein Recht, eine Frage zu thun, oder eine Erklärung zu fodern: nicht einmal die Zuflucht der Vorwürfe stand uns offen. Unsre Empfindungen blieben also in unsern Herzen verschlossen. O, wie würde mich ein kleiner Zank erleichtert haben! aber wo sollte ich ihn hernehmen? Unterdessen kamen wir immer näher, und beugten uns unter der Last der Pflicht, die wir uns so ungeschickt aufgebürdet hatten.

Wir waren an der fatalen Thüre, als Frau von T*** das Stillschweigen brach. „Ich bin gar nicht mit Ihnen zufrieden .... Nach den Beweisen, die ich Ihnen von meiner Aufrichtigkeit gegeben habe, ist es gar nicht artig von Ihnen, daß Sie sie nicht erwiedern.

Haben

Haben Sie wohl, die ganze Zeit über, da wir zusammen sind, der Gräfin mit einem Worte erwähnt? Und doch ist's so süß, von dem zu reden, was man liebt. Seyn Sie versichert, daß ich Ihnen mit dem größten Antheil zugehört haben würde. Es war das wenigste, was ich thun konnte, ich, der ich Sie der Gefahr aussetzte, sie zu verlieren.“ — „Muß ich Ihnen nicht denselben Vorwurf machen, Madam, und würden Sie nicht manches verhütet haben, wenn Sie, statt mich zum Vertrauten einer Aussöhnung mit dem Mann zu machen, mich von einer andern, weit schicklichern, Wahl unterhalten hätten, einer Wahl“ — „Stille! .... Aber, wieder auf die Gräfin zu kommen; Sind Sie glücklich, vollkommen glücklich? Ach ich fürchte das Gegentheil! das thut mir leid; denn ich intereßire mich so herzlich für Sie; ja so herzlich! ... mehr als Sie vielleicht denken.“ — „Aber, Madame, warum wollen Sie ein Mährchen glauben, mit dem sich blos das Gerücht trägt, und es, seiner lieben Gewohnheit nach, vergrössert und aufputzt? Es herrscht zwischen uns, der Gräfin und mir, nicht die geringste“ — „Keine Verstellung, ich will Sie Ihnen ersparen; ich weiß von Ihrer Geschichte so viel, als man nur wissen kann.

Die Gräfin ist weniger geheimnißvoll, als Sie. Frauenzimmer von ihrer Art sind verschwenderisch mit den Geheimnissen ihrer Anbeter, sonderlich wenn eine bescheidne Verschwiegenheit, wie die Ihrige, sie um die Ehre ihres Triumphs bringen könnte. Ich bin weit entfernt, sie der Koketterie zu beschuldigen, aber eine Prüde hat eben so viel Eitelkeit, als eine Kokette. Reden Sie offenherzig; werden Sie nicht oft das Opfer dieser Art von Karaktere? Reden Sie: nun?" — „Aber Madam, Sie wollten nach Hause gehn .... und die Luft..." — „Sie hat sich geändert."

Sie nahm von neuen meinen Arm, und wir setzten unsern Spatziergang wieder fort, ohne daß ich that, als ob ich merkte, daß wir einen andern Weg wählten. Das Gespräch, das sie von ihrem Liebhaber und von meiner Intrigue mit der Gräfin angefangen hatte, diese Reise, der Auftritt in der Kutsche und auf der Rasenbank, die Lage, die Zeit, alles dieses verwirrte mich: bald war ich im Begriff, mich dem Wahn meiner Eigenliebe und den Eingebungen meiner Leidenschaften zu überlassen, und bald verhinderte mich die Ueberlegung daran. Ich war überdieß viel zu unruhig, viel zu bewegt, als daß ich hätte einen

Plan

Plan entwerfen, und Maasregeln ergreifen können. Während daß dieses in mir vorging, fuhr die Frau von T*** immer fort von der Gräfin zu sprechen, und legte mein Stillschweigen für eine Bekräftigung alles dessen aus, was ihr zu sagen beliebte. Einige Züge, die ihr entwischten, brachten mich unterdessen wieder zu mir selber.

„Wie viel Rollen ich sie habe spielen sehn! Unter uns, sie hat manchen betrogen. Wie sie mit dem Baron umging! Was für Streiche sie dem Markis spielte! Als sie sich mit Ihnen einließ, that sie es blos, um zwey Nebenbuhler zu zerstreuen, die im Begriff standen, eine Unbesonnenheit zu begehen, die Aufsehen gemacht haben würde. Sie hatte sie zu sehr menagirt; sie hätte ihnen Zeit gelassen, sie zu beobachten, und sie würden sie am Ende überführt haben. Aber so brachte sie, mein Herr, Sie auf den Schauplatz, beschäftigte die beyde Rivale mit Ihnen, ärgerte, beklagte, tröstete Sie, und ihr waret alle viere zufrieden. O wie viel vermag nicht ein verschlagnes Frauenzimmer über Sie! und wie glücklich ist sie, daß sie bey diesem Spiel stets so viel zu wagen vorgiebt, und doch nie was von dem ihrigen daran setzt!“ — Frau von

T*** begleitete diese letzte Phrase mit einem Seufzer, der an dem rechten Orte, und entscheidend war. Es war der Meisterstreich.

Ich fühlte, daß mir eine Binde von den Augen genommen wurde, und merkte nicht, daß man mir eine neue umlegte. Ich wurde von der Wahrheit des Gemäldes gerührt. Meine Geliebte kam mir als die falscheste ihres Geschlechts vor, und ich glaubte die gefühlvollste Sterbliche in der Frau von T*** gefunden zu haben. Ich seufzte auch, ohne zu wissen, an wen ich die Seufzer richtete, und ohne entscheiden zu können, ob mir der Schmerz des Verlusts, oder die Hofnung des Ersatzes sie auspreßte. Man schien zu bedauern, mich gekränkt zu haben, und zu weit in einer Schilderung gegangen zu seyn, die verdächtig scheinen könnte, weil sie von einem Frauenzimmer herkäme.

Ich begriff nichts von alle dem, was ich hörte. Denn wir wanderten auf der großen Straße der Empfindung, und fingen so weit oben an, daß es unmöglich war, das Ziel der Reise abzusehn. Nach vielen, fast methodischen, Seitenwegen, ließ man mich am Ende einer Terrasse einen Pavillion bemerken, der

ehe=

ehemals der Zeuge süßer Augenblicke gewesen sey. Man beschrieb mir, Stück für Stück, seine Lage, seine Einrichtung! „Schade, daß wir nicht den Schlüssel haben!“ — Wir kamen näher. Er stand offen, und es mangelte nun nichts mehr, als das Licht des Tages, um ihn zu bewundern. Aber vielleicht konnte auch die Dunkelheit ihm Annehmlichkeiten geliehen haben, und überdies wußt ich ja, wie liebenswürdig der Gegenstand war, der ihn verschönern sollte.

Ein süßer Schauer befiel uns beym Eintritt: es war das Heiligthum der allmächtigen Liebe. Sie bemächtigte sich unsrer, und unsre Knie wankten. Es blieb uns nur die Kraft übrig, die dieser Gott seinen Priestern verleiht. Unsre ohnmächtigen Arme umschlangen sich, und wir fielen, ohne die geringste Absicht, auf ein Kanapee, das einen Theil des Tempels einnahm. Der Mond ging unter, und mit seinem Schimmer verschwand auch bald der Schleyer einer Schamhaftigkeit, die, wie ich glaube, überlästig zu werden anfing. Alles verirrte sich in der Finsterniß. Die Hand, die mich zurückstoßen wollte, fühlte mein Herz schlagen; man wollte mich fliehen, und sank

zärtlicher zurück. Unsre Seelen fanden sich, vervielfältigten sich: aus jedem unsrer Küsse entstand eine .... Als die Trunkenheit unsrer Sinne uns zu uns selbst hatte kommen lassen, konnten wir den Gebrauch der Stimme nicht wieder finden, und unterhielten uns lange durch die Sprache der Gedanken. Sie flüchtete in meine Arme, verbarg ihren Kopf in meinem Busen, seufzte, und besänftigte sich wieder bey meinen Liebkosungen. Sie überließ sich der Betrübniß, ward getröstet, und forderte Liebe für alles, was ihr die Liebe geraubt hatte. Diese Liebe, die zu einer andern Zeit ihr so fürchterlich schien, half jetzt ihre Besorgnisse zerstreuen. Wenn man von der einen Seite geben will, was man sich hat nehmen lassen, so will man von der andern gern freywillig empfangen, was man geraubt hat, und beyde Partheyen eilen einen zweyten Sieg zu erhalten, um sich ihrer Eroberung zu versichern. Alles dieses war ein wenig brüskirt gewesen. Wir fühlten unsern Fehler, und hohlten, mit Muse, nach, was uns entwischt war. Bey zu großer Hitze ist man zu wenig delikat. Man stürmt auf den Genuß los, und vergißt die Freuden, die vorhergehn. Man zerreißt hier ein Band, dort einen Flor: allenthalben läßt die Wollust ihre Spuren hinter

ter sich, und bald gleicht die Gottheit dem Opfer.

Wir waren weit ruhiger, und die Luft kam uns noch einmal so rein und erfrischend vor. Wir hörten den Fluß, der an die Mauern des Pavillions schlug, und durch sein Gemurmel, das mit dem zärtlichen Klopfen unsrer Herzen zu stimmen schien, die Stille der Nacht unterbrach. Die Dunkelheit war viel zu groß, als daß man was hätte unterscheiden können, aber durch den durchsichtigen Flor einer schönen Sommernacht, machte unsre Einbildung, aus einer Insel, die vor unserm Pavillion lag, einen bezauberten Aufenthalt. Das Gestade schien uns mit Liebesgöttern besäet, die in den Fluthen spielten. Nie sind die Hayne von Gnidus so voll von Verliebten gewesen, als wir unsre Insel damit bevölkerten. Wir sahen in der ganzen Natur nichts als glückliche Paare, und das glücklichste darunter waren wir. Jeder Augenblick gab mir eine neue Schönheit Preiß. Die Fackel der Liebe erhellte sie den Augen meiner Seele, und der sicherste von allen Sinnen bekräftigte mein Glück. Wenn einmal die Furcht verbannt ist, so suchen die Liebkosungen selbst einander. Sie locken sich weit zärtlicher: die Gunstbezeugungen

werden nicht mehr geraubt, sondern gegeben. Verzögert man sie ja einen Augenblick, so geschiehts aus verfeinerter Wollust.... Man betet an... man will nicht nachgeben... man giebt nach.

„Weg, rief sie mit einer himmlischen Stimme, weg von diesem gefährlichen Orte; die Begierden werden hier unaufhörlich von neuen geboren, und man ist zu ohnmächtig, ihnen widerstehen zu können.“ Sie schleppte mich fort.

Wir entfernten uns mit Widerwillen. Sie sah oft zurück. Eine göttliche Flamme schien auf dem Parvis zu glänzen. — „Du hast ihn mir geheiligt, sagte sie zu mir. Wer wird mir jemals so gefallen wie Du? Ach, wie Du zu lieben weißt, und wie glücklich sie ist!“ — „Wer denn?“ unterbrach ich sie hastig und voll Erstaunen. Ach, wenn es wahr ist, daß ich glücklich machen kann, wen dürfen Sie beneiden!“ — Wir kamen bey der Rasenbank vorbey, und blieben unwillkührlich, und mit einer von jenen stummen Bewegungen der Seele stehn, die so viel sagen wollten. — „Welch ungeheurer Unterschied, fing Frau von T*** an, zwischen diesem Orte, und dem Pavillion, den wir eben verlassen haben! Meine Seele ist so

voll

voll von ihrem Glück, daß ich mich kaum erinnere, daß ich Ihnen habe widerstehen können.“ — Anfänglich fühlte ich nicht das verbindliche alle, das in diesen Worten lag, und wozu mich ihr Sinn berechtigte. „Aber, antwortete ich, soll ich hier den Zauber verschwinden sehn, womit sich meine Einbildung dort unten angefüllt hatte? Soll mir dieser Ort beständig zuwider seyn?“ — „Kann es Dir einer noch seyn, wenn ich bey Dir bin?“ — „Ja, ohne Zweifel, denn so glücklich als ich dort war, so unglücklich bin ich hier. Wahre Liebe heischt verdoppelte Beweise; sie glaubt nichts erhalten zu haben, so lange ihr noch was zu erhalten übrig bleibt.“ — „Wieder? .... In der That, ich kann nicht.... Nein, niemals ....“ — Alle die Weigerungen geschahen in einem Tone, der nicht gehorcht seyn wollte; auch verstand ich mich fürtreflich auf seine Auslegung.

Ich bitte, meine Zuhörer, sich zu erinnern, daß ich kaum fünfundzwanzig Jahre alt war, und daß die Thaten dieses Alters niemanden binden. Unterdessen veränderte unser Gespräch den Gegenstand, und wurde weniger ernsthaft. Man wagte es sogar über die Freuden der Liebe zu scherzen, sie zu zergliedern, das moralische davon

zu scheiden, sie auf ihren eigentlichen Bestand zurückzubringen, und zu beweisen, daß die Gunstbezeugungen nichts als Vergnügen wären; daß es, philosophisch betrachtet, keine andre wirkliche Engagements gäbe, als die, welche man mit dem Publikum einginge, indem man es zu unsern Geheimnissen zuließe, und sich mit ihm einige Auswege erlaubte — „Welche köstliche Nacht, haben wir nicht blos dem Reize dieses Vergnügens zu danken, das unser Führer und unsre Entschuldigung ist. Gesetzt, verschiedene Umstände zwängen uns morgen, uns zu trennen, so würde unser, der ganzen Natur unbekanntes Glück, uns zum Exempel nicht nöthigen, erst mühsam dieses oder jenes Band aufzulösen. Etwa ein Augenblick bedauern, wovon eine angenehme Erinnerung die Entschädigung ist, das wäre alles .... und dann, im Grunde, Vergnügen, ja, Vergnügen! ohne den Schneckengang, den Lärm, und die Tyranney eines Bruchs in der Regel!“

Wir sind zu sehr **Maschinen** (und ich erröthe darüber) daß statt aller der Delikatesse, die mich **vor** den bewußten Auftritten plagte, ich wenigstens jetzt halb die Kühnheit ihrer Grundsätze billigte, sie groß und erhaben fand,

und

und mich schon in der Liebe zur Ungebundenheit, initiirt fühlte.

„Die schöne Nacht! rief sie aus, die schönen Oerter! Es sind acht Jahre, daß ich sie verlassen habe, aber sie haben nichts von ihrer Anmuth verlohren; sie haben für mich alle Reize der Neuheit wieder bekommen. Werden wir jemals jenes Kabinet vergessen? Nie! nie! nicht wahr? Im Schlosse ist noch ein weit schöneres. Aber man kann Ihnen nichts zeigen; Sie sind wie ein Kind, das alles anrühren will, was es sieht, und alles zerbricht, was es anrührt.“ Die Neugier plagte mich, ich versprach alles zu halten, was man nur wollte, und betheuerte, ich wäre jetzt ganz vernünftig geworden. Man fing ein ander Gespräch an, denn Frau von T*** liebte mehr die Gründe als das Vernünftigseyn. „Für mich wäre diese Nacht, sagte sie, ganz vollkommen, wenn ich mir nicht einen Vorwurf machen müßte. Ich bin auf mich böse, recht im Ernst böse, daß ich Ihnen was von der Gräfin gesagt habe. Nicht als ob ich mich über Sie beklagen wollte, denn Sie haben sich so anständig als möglich aufgeführt. Neuheit reitzt; Sie fanden mich liebenswür-

dig, und ich glaube auch, daß es Ihnen von Herzen ging; aber es ist so schwer, sich von den Banden der Gewohnheit loszureißen, daß ich selbst fühle, wie wenig ich im Stande bin, so was zu bewerkstelligen. Ueberdieß habe ich alle Mittel erschöpft, die nur in der Macht eines Frauenzimmers stehen, um ihren Liebhaber zu fesseln. Was bleibt Ihnen wohl noch bey mir zu wünschen oder zu hoffen übrig, und was macht man bey einer Dame, wenn man nichts mehr zu wünschen oder zu hoffen hat? Ich habe alles an Sie verschwendet! und, wer weiß, vielleicht verzeihen Sie mir kaum dereinst die Freuden, die, wenn nun der Augenblick des Taumels vorüber ist, Sie aller Strenge des Nachdenkens Preiß geben. A propos, sagen Sie mir doch, wie haben Sie meinen Mann gefunden? Ziemlich abgeschmackt, nicht wahr? Ich glaube nicht, daß er Sie mit kaltem Blute gesehen hat; unsre Freundschaft würde ihm verdächtig vorkommen. Sie müssen diese erste Reise nicht verlängern; er könnte darüber verdrießlich werden. Sobald noch mehr Besuch kömmt; — und es wird gewiß welcher kommen .... Ueberdieß befinden Sie sich auch in Verhältnissen, die Behutsamkeit fodern .... Erinnern Sie sich der

Art,

Art, mit der uns mein Mann gestern verließ?" — Sie sah den Eindruck, den diese letzten Worte auf mich machten, und setzte sogleich hinzu: „Wie weit muntrer war er, als er mit so viel Sorgfalt das Kabinet zurechte machen ließ, wovon ich vorhin sprach. Es war vor unsrer Heyrath: es stößt an mein Zimmer. Aber für mich ist es weiter nichts gewesen, als ein Beweiß mehr, wie ..... viel künstliche Hülfsmittel der Herr von T** nöthig hatte, um seine Empfindungen zu stärken, und wie wenig Schwung ich im Stande war seiner Seele zu geben."

So wußte sie immer von Zeit zu Zeit meine Neugier wegen des Kabinets in Athem zu erhalten. „Es stößt an Ihr Zimmer? unterbrach ich sie; welch Vergnügen, dort Ihre beleidigte Reize rächen, und Ihnen alles wieder erstatten zu können, was Ihnen entwendet worden ist!" — Das schien zu gefallen. „Ach, fuhr ich fort, wenn die Wahl dieser Rache mich träfe, wenn mir einen Augenblick erlaubt würde, Ihnen alle die Langeweile vergessen zu machen, die" — Sie begriff sehr geschwind, was ich sagen wollte, und, mehr erstaunt als böse, fiel sie mir ins Wort.

„Wenn

„Wenn Sie mir versprechen wollen, gescheid zu seyn.“ — Ich gestehe, ich fühlte in diesem Augenblick noch nicht die Anwandlungen von Andacht, die zu einer Wallfahrt nach so heiligen Oertern erfordert werden, aber meine Neugier war auf's höchste gestiegen. Es war nicht mehr Frau von T***, die meine Begierden rege machte, es war das Kabinet. Wir befanden uns jetzt wieder im Schlosse, die Lampen auf den Treppen und Gallerien waren ausgegangen; wir irrten im Finstern umher. Die Frau von Hause kannte selbst seine Aus- und Eingänge nicht mehr, und nach langem Suchen fanden wir endlich die Thüre ihres Zimmers. „Was wollen Sie nun mit mir machen? sagte ich zu ihr. Wollen Sie mich so allein im Dunkeln zurückschicken? Wollen Sie mich der Gefahr aussetzen, Lärm zu machen, uns zu verrathen, und Ihnen vielleicht Verdrießlichkeiten zuzuziehn?“ — Meine Gründe schienen ihr unwiderstehlich. „Sie versprechen mir also....“ — „Alles.... was Sie wollen.“ Man glaubte meinen Betheuerungen, wohl verstanden, in der Hofnung, daß ich noch im Stande wäre, sie zu brechen. Wir öfneten also ganz leise die Thüre, und fanden zwey schlafende Kammermädgen.

gen. Die eine war jung, die andre bey Jahren, und diese war die Vertraute der Frau von T***. Die letzte wurde aufgeweckt. Man sagte ihr was ins Ohr, und sie verließ uns durch eine geheime Thüre, die in dem Schnitzwerk der Vertäfelung sehr geschickt angebracht war. Ich bot mich unterdessen an, die Stelle des schlafenden Mädchens zu versehn: man nahm es an, und entledigte sich alles überflüßigen Putzes. Ein einziges simples Band hielt ihre Haare, die in wallenden Locken herunterrollten. Man steckte eine Rose hinein, die ich im Garten gepflückt hatte, und noch aus Zerstreuung in der Hand trug. Ein fliegendes Nachtkleid ersetzte den ganzen übrigen Staat. Es war an dem ganzen Anzug nicht Ein Knötchen, und Frau von T*** kam mir schöner als jemals vor. Ein wenig Mattigkeit lag auf ihren Augenliedern, und gab ihren Blicken ein gewisses Schmachten, eine gewisse Sanftmuth, wodurch sie noch weit gefährlicher wurden. Das Colorit ihrer Lippen, das lebhafter als gewöhnlich war, erhob die blendende Weiße der Zähne, und machte ihr Lächeln noch einmal so wollüstig. Kleine hie und da zerstreute Röthen verschönerten die Lilien des Teints, und ließen auf die Zartheit

der

der Haut schließen. Alle diese Spuren des Vergnügens riefen mir das Andenken des Genusses zurück, und sie schien mir beym Glanz der Lichter verführerischer, als sie mir die Einbildung selbst in unsern süßesten Augenblicken abgemalt hatte. Das Lambris öfnete sich von neuen, und die verschwiegene Vertraute verschwand.

Indem wir im Begriff standen, durch die geheime Pforte zu gehn, hielt sie mich auf. „Erinnern Sie sich, redete sie mich mit einem gravitätischen Wesen an, daß niemand in der Welt wissen wird noch wissen soll, daß Sie diesen Aufenthalt auch nur gemuthmaßet, vielweniger betreten haben. Keine Unbesonnenheit! Ich bin wegen des übrigen außer Sorgen.“ — „Die Verschwiegenheit ist meine Lieblingstugend; man verdankt ihr so oft sein Glück!“

Alles dieses hatte das Ansehn einer Einweihung. Man führte mich bey der Hand durch eine kleine dunkle Gallerie. Mein Herz schlug, wie das Herz eines Proselyten, der vor der Feyer der großen Mysterien die Prüfung aushält. „Aber ihre Gräfin ....“ sagte sie,

und stand still. Ich wollte antworten; die Thüren öfneten sich, und die Bewunderung raubte mir die Sprache. Ich war entzückt, außer mir: ich wußte nicht, wie mir geschah, und ob das alles Zauberey sey. Die Thüre ging wieder zu, und ich unterschied nun nicht mehr, wo ich hereingekommen war. Ich erblickte nichts, als ein ätherisches Bosket, das keinen Ausgang hatte, und an nichts zu hängen oder zu halten schien. Ich fand mich in einem unermeßlichen Gewölbe von Spiegelglas, auf welchem die Gegenstände so künstlich gemalt waren, daß man sie würklich zu sehn glaubte. Von innen nahm man kein Licht wahr, aber eine sanfte, himmlische Klarheit verbreitete über jeden Gegenstand so viel Hellung, als nöthig schien, um ihn mehr oder weniger in die Augen fallen zu machen. Die Caßoletten hauchten lauter Wohlgerüche, und verschlungene Namen und Trophäen verbargen die Lampen, die auf eine so magische Weise diesen Aufenthalt der Freuden erleuchteten. Die Seite des Eingangs stellte Portale von Gitterwerk vor, die mit Blumen und Lauben in jeder Vertiefung geziert waren. Auf der andern Seite erblickte man die Bildsäule des Liebesgottes, der Kränze austheilte; vor dieser

Bildsäule stand ein Altar, auf welchem ein kleines Feuer loderte; an seinem Fuße lag eine Schale, Kronen und Kränze. Ein Tempel von einer leichten Bauart beschloß die Verzierungen. Dieser Seite gegenüber war eine dunkle Grotte angebracht. Der Gott des Geheimnisses wachte an ihrem Eingange, und das mit einem plüschirten Teppich bedeckte Parket, stellte einen dichten Rasenplatz vor. Oben fielen Blumenkränze, von Liebesgöttern gehalten, herab, die sich nachläßig verschlungen. Die vierte Seite, die auf die Portale stieß, war ein Thronhimmel, unter welchem eine Menge Kissen übereinander gehäuft lagen; den Baldachin trugen Liebesgötter: und hier warf sich schmachtend, die Fee dieses Auffenthalts nieder. Ich sank zu ihren Füßen; sie neigte sich nach mir, streckte die Arme nach mir aus, und in dem Augenblick sah ich, Dank den Spiegelwänden! diese Gruppe überall vervielfältigt: die ganze Insel schien mit glücklich Liebenden bevölkert.

Ein solcher Anblick befeuert die Begierden nur noch mehr. „Soll ich unbekränzt bleiben, frug ich mit einem leisen Seufzer? Soll mein Bitten kein Gehör finden, da ich dem

Thro-

Throne so nahe bin?“ — „Und ihre Schwüre?“ antwortete sie, indem sie aufstieg. — „Ich war ein schwacher Sterblicher, als ich sie that, Sie haben mich zum Gott gemacht; Sie anbeten, ist mein einziges Gelübde.“ — „Kommen Sie, sagte Frau von T***, die Schatten des Geheimnisses sollen meine Schwachheit verbergen, kommen Sie.“ — Wir näherten uns der Grotte. Kaum waren wir hineingetreten, als, ich weiß nicht welches, künstlich angebrachtes Maschinenwerk uns sanft fortriß, und auf einen Haufen Kissen fallen ließ. Dunkelheit und tiefe Stille herrschten in diesem Heiligthum. Unsre Seufzer vertraten die Stelle der Sprache, sie waren die Dollmetscher unsrer Empfindungen, und bemerkten ihre Stufen, bis endlich der letzte von allen, der einige Zeit auf unsern Lippen weilte, uns das Zeichen gab, daß es Zeit sey, den Gott der Liebe unsern Dank zu zollen. Wir verließen die Grotte, aber die Scene hatte sich verändert; der Tempel und die Bildsäule des Gottes der Liebe war, durch dasselbe Maschinenwerk, das uns in die Grotte stieß, umgekehrt, und in des großen Gottes der Gärten seine verwandelt worden. Auch diesem hatten wir Dankopfer zu bringen, und wir traten

zu seinem Tempel. Er konnte in meinen Augen lesen, daß ich noch immer seiner Gewogenheit würdig war. Die Göttin nahm einen Kranz, bekränzte mich damit, und reichte mir die Schale, aus der ich in langen Zügen den Nektar der Götter trank.

„Nun, mein Geliebter, sagte das reizende Weib, indem sie mit Mühe ihre schönen, von Wollust feuchten Augen in die Höhe schlug, werden Sie jemals die Gräfin so lieben, wie mich?“ — „Ich habe vergessen, antwortete ich, daß ich wieder auf die Erde zurückkehren soll.“ — Sie lächelte, gab ein Zeichen, und alles war nicht mehr. „Machen Sie, daß Sie fortkommen, sagte die Vertraute beym Eintritt zu mir, es ist heller Tag, und man hört schon Lärm im Schloß.“

Alles schwand vor mir mit derselben Geschwindigkeit, mit der man aus einem Traume erwacht, und ich fand mich auf der Gallerie, ehe ich noch meine Sinne hatte sammeln können. Ich wollte mich auf mein Zimmer begeben; allein wo sollte ich es finden? Jede Nachfrage, die geringste Irrung, konnte mich verrathen, oder wenigstens verdächtig ma-

chen.

chen. Mir schien das gescheideste, in den Garten zu gehn, und da so lange zu bleiben, bis daß ich, unter dem Vorwand eines Morgenspatziergangs, mit Wahrscheinlichkeit mein Zimmer suchen könnte. Die heitre, frische Morgenluft besänftigte nach und nach meine Einbildungskraft, und vertrieb das Wunderbare. Statt der bezauberten Natur sah ich nur die Natur in ihrer Einfalt. Ich fühlte die Wahrheit wieder in meine Seele zurückkehren, und athmete freyer. Ich hatte nichts eilfertiger zu thun, als mich zu fragen, ob ich der Liebhaber der Dame wäre, die ich eben verlassen hatte, und ich war nicht wenig verwundert, als ich nicht wußte, was ich mir antworten sollte. Wer hätte mir gestern in der Oper sagen sollen, daß ich mich heute das fragen würde? Ich, der ich so gut von ihrer heftigen Liebe zum Markis von ** unterrichtet war, die nun schon zwey Jahre dauerte! Ich, der ich mich so fest von der Gräfin gefesselt glaubte, daß es mir unmöglich schien, ihr jemals untreu zu werden! Wie! gestern! Frau von T***? Ist es auch kein Traum? Sollte sie mit dem Markis gebrochen haben? Bin ich sein Nachfolger, oder bin ich nur das Werkzeug seiner Strafe? Was

für Abentheuer! Was für eine Nacht! — Ich hatte mich niedergesetzt, und fuhr fort, mit mir selbst zu plaudern. Bald glaubte ich's, bald glaubte ich's nicht, bald überzeugte ich mich, bald überließ ich mich wieder meinen Zweifeln. Indem ich so von der Ungewißheit herumgetrieben wurde, hörte ich ein Geräusch neben mir; ich sah in die Höhe, rieb meine Augen, und wußte nicht, ob ich ihnen trauen sollte. Es war — wer? — Der Markis. — „Nicht wahr, Du erwartetest mich nicht so frühe? Nun, wie ist es denn gegangen?" — „Du wußtest also, daß ich hier war;" frug ich ihn. — „Freilich, man ließ es mir gestern vor eurer Abreise sagen. Hast Du Deine Rolle gut gespielt? Hat der Mann Deinen Besuch recht lächerlich gefunden? Wenn schickt man Dich wieder fort? Ich habe für alles gesorgt, ich bringe eine gute Postchaise mit, die zu Deinem Befehl steht. Auf Wiedervergeltung! Frau von T*** brauchte einen Begleiter, Du hast dieses Amt über Dich genommen, ihr die Langeweile der Reise verkürzt, das war alles, was sie verlangte, und meine Dankbarkeit" — „O nein, nein, ich diene par honneur, und Frau von T*** wird Dir sagen können, wie eifrig

frig ich mir meinen Dienst habe angelegen seyn lassen, so eifrig, daß es nicht in Deiner Macht steht, mir genug dankbar zu seyn."

Die Reden des Markis entwickelten mir das Räthsel von gestern, und gaben mir den Schlüssel zu dem übrigen. Ich fühlte sogleich, was ich für eine Rolle zu spielen hatte. Jedes Wort war an seiner Stelle, und brachte mich zum Lachen. Und wer hätte nicht alles, was vorgegangen war, äußerst lustig finden sollen? — „Aber Du bist sehr bald gekommen, sagte ich zum Markis, ich dächte, es wäre klüger gewesen" — „Es ist schon für alles gesorgt; ich komme nur von Ohngefehr hieher; es heißt, ich wäre auf einem Landgute in der Nachbarschaft gewesen, und weil mich mein Weg vorbeyführte..... Frau von T*** hat Dir also nicht alles gesagt? Das ist nicht artig; ich werde ihr diesen Mangel von Vertrauen verweisen. Nach dem, was Du für uns gethan hast...." — „Vermuthlich hatte sie ihre Ursachen dazu, und, wer weiß, vielleicht hätte ich meine Rolle nicht so gut gespielt, wenn sie aufrichtiger gewesen wäre." — „O, das muß lustig gewesen seyn, erzehle mir's doch... hurtig! erzehle...." „Ach!.... einen Augen-

blick Geduld: Ich wußte nicht, daß alles das nur eine Komödie war, und ob gleich meine Rolle in dem Stücke....“ — „Nicht die glänzendste war: armer Freund.“ — „Ich bitte um Vergebung, für gute Schauspieler ist keine Rolle schlecht.“ — „Ich verstehe, Du hast Dich gut herausgezogen.“ — „Fürtreflich!“ — „Und Frau von T***?“ — „Zum Entzücken! Sie taugt in alle Fächer!“ — „Begreifst Du, wie ich eine Frau, wie diese, habe beständig machen können? Es hat mich auch Mühe gekostet; aber nunmehr habe ich sie so in meiner Gewalt, daß sie vielleicht die einzige Frau in Paris ist, auf deren Treue man sicher Staat machen kann.“ — „Du verstehst Dich darauf.“ — „Ich muß bekennen, hierin besitze ich ein vorzügliches Talent. Alle ihre Unbeständigkeit war nichts als Leichtsinn, Verirrung der Einbildungskraft; es kam darauf an, sich dieses Herzens zu bemeistern.“ — „Freilich war das das gescheideste.“ — „Nicht wahr? Du hast gar keine Vorstellung, wie sehr sie mich liebt. Uebrigens, schön ist sie, das wirst du selbst bekennen müssen. Unter uns, wenn ich was an ihr aussetzen mögte, so wär's, daß die Natur, die sie mit so viel herrlichen Gaben überhäuft hat, ihr

jenes

jenes himmlisches Feuer versagte, das alle ihre Wohlthaten krönt: sie setzt alles in Flammen, und sie, sie fühlt nichts, sie bleibt so kalt wie Eiß.“ — „Ich muß Dir auf Dein Wort glauben, denn ich, meines Theils, ich kann nicht sagen .... aber wahrhaftig, Du kennst diese Dame so gut, als ob Du ihr Mann wärest, und wenn ich nicht gestern mit dem wahren soupirt hätte ...“ — „A propos, hat er sich gut aufgeführt?“ — „Er war so sehr Mann, als man's nur seyn kann.“ — „Die deliciöseste Avantüre, die ich kenne! Aber du lachst mir nicht genug! Du fühlst nicht, wie komisch der Vorfall ist. Gestehe, daß sich in der Welt doch sonderbare Dinge, lustige Auftritte zutragen! Komm, wir wollen ins Schloß gehn, ich kann's nicht erwarten, bis ich darüber was rechts mit der Frau von T*** gelacht habe. Es muß nunmehr Tag bey ihr seyn: ich habe gesagt, daß ich früh kommen würde. Des Wohlstands wegen müssen wir aber doch wohl bey dem Mann anfangen. Komm auf Dein Zimmer; ich will mich ein wenig pudern lassen. Man hielte Dich also für den Liebhaber?“ — „Du sollst aus dem Empfang schließen, wie gut ich meine Sachen gemacht habe. Es ist neun Uhr;

wir wollen gleich zum Herrn von T*** gehen." — Ich hatte meine Gründe, warum ich nicht gern auf mein Zimmer wollte. Unterdessen führte uns doch das Ohngefehr da vorbey; die Thüre stand offen, und wir sahen meinen Kammerdiener, der in einem Lehnstuhle schlief, und ein ausgebranntes Licht neben sich hatte. Er erwachte von dem Geräusch, und präsentirte halb schlaftrunken dem Markis meinen Schlafrock, indem er ihm einige Vorwürfe machte, daß er die ganze Nacht auf sich warten ließ. Ich war wie auf Kohlen. Allein zum Glück war der Markis so blind, daß er nichts als einen Träumer zu sehn glaubte, aus dem der Schlaf redete, und herzlich über sein Mißverständniß zu lachen anfing. Ich gab meinem Kammerdiener die nöthigen Befehle zu meiner Abreise, der nicht wußte, was das alles heißen sollte, und wir gingen zum Herrn des Hauses. Man kann leicht denken, wer gut aufgenommen wurde: Ich nicht, denn das war in der Regel, aber mein Freund. Man bat ihn auf das inständigste, da zu bleiben. Man wollte ihn zur Madam führen, in der Hofnung, daß sie ihn überreden würde. Was mich anbeträfe, so wage man nicht, mir denselben

selben Vorschlag zu thun, denn man fände mich viel zu abgemattet, als daß es nicht augenscheinlich wäre, daß mir die Landluft gar nicht anschlüge. Man riethe mir also, mich wieder je ehe je lieber nach der Stadt zu begeben. Der Markis bot mir seinen Wagen an, ich schlug ein, alles ging fürtreflich, und wir waren alle zufrieden. Doch zuvor wollte ich noch Frau von T*** sehn, das war ein Spaß, dessen ich mich nicht berauben konnte. Mein Freund war eben so ungeduldig, als ich. Er begrif nicht, was er aus diesem langen Schlaf machen sollte, und war weit entfernt, die wahre Ursache zu errathen. „Aber ist das nicht bewundernswürdig? sagte er zu mir, wie wir den Herrn T** verließen. Hätte er besser antworten können, und wenn man ihm die Antworten in den Mund gelegt hätte? In der That, es ist ein Mann voll Lebensart, und, alles zusammengenommen, freue ich mich über diese Aussöhnung. Das giebt ein gutes Haus, und wen konnte er besser wählen, um die Honneurs davon zu machen, als seine Frau.“ — Niemand war mehr von dieser Wahrheit überzeugt, als ich. Wir plauderten noch lange auf diesem Ton, endlich sagte man uns, daß Frau von T*** sichtbar sey. Sogleich flogen wir zu ihr.

„Sie

„Sie sehen hier, Madame, sagte mein Schwätzer beym Eintritt, ihre zwey besten Freunde.“ — „Ich zitterte, redete mich Frau von T*** an, daß Sie abgereiset seyn mögten, und ich danke Ihnen, daß Sie gefühlt haben, wie sehr es mich gekränkt haben würde.“ — Sie examinirte uns einen nach dem andern, aber die Sicherheit des Markis, der fortfuhr, mich aufzuziehn, beruhigte sie bald wieder. Sie lachte mit mir darüber so viel als nöthig war, um mich zu trösten, ohne sich in meinen Augen herabzusetzen, sagte sie meinem Begleiter viel zärtliche Dinge, und mir lauter Decenzen und Höflichkeiten. „Madame, sagte der Markis, er hat seine Rolle so gut geendigt, als er sie angefangen hat.“ — „Ich war zum voraus überzeugt, antwortete sie ernsthaft, daß dieser Herr keine Rolle verderben würde.“ — Er erzehlte ihr hierauf, was bey dem Manne vorgefallen war, sie sah mich an, billigte mein Betragen, und lachte nicht. „Ich, meiner Seits, fing der Markis wieder von neuen an, ich bin darüber so vergnügt als möglich. Wir haben hier einen Freund bekommen, Madame, der.... Ich wiederhohle es Dir noch einmal, meine Dankbarkeit....“ — „Lieber Markis, fiel ihm

die Dame ins Wort, lassen Sie uns davon abbrechen, und seyn Sie versichert, daß ich fühle, wie viel ich dem Herrn schuldig bin.“

Man meldete den Herrn von T***, und unsre Situationen waren in dem Augenblicke sonderbar genug. Herr von T*** spottete mich aus, und schickte mich fort; mein Freund betrog ihn, und hielt sich über mich auf; ich vergalt beyden Gleiches mit Gleichem, und bewunderte Frau von T***, die mit uns allen dreyen ihr Spiel trieb, ohne was von der Würde ihres Karakters zu verlieren.

Nachdem ich mich einige Augenblicke an dieser Scene geweidet hatte, so fühlte ich, daß es Zeit sey aufzubrechen. Ich schlich mich fort. Frau von T*** folgte mir, unter dem Vorwand, daß sie mir noch was aufzutragen habe. „Leben Sie wohl, sagte sie zu mir, ich bin Ihnen viel, sehr viel Vergnügen schuldig, aber ich habe Sie mit einem schönen Traume bezahlt. In diesem Augenblicke ruft Sie Ihre Liebe zurück, und eine Liebe, die Ihrer würdig ist. Wenn ich ja der Gräfin etwas entzogen habe, so mache ichs dadurch wieder gut, daß ich Sie jetzt zärtlicher und gefühlvoller zu-

rückschicke. . . . Noch einmal, leben Sie wohl; Sie sind ein allerliebster Mann . . . Brouilliren Sie mich nicht mit der Gräfin." — Sie drückte mir die Hand, und verließ mich.

Ich stieg in meinen Wagen, suchte die Moral von dem allen, und — fand keine.

In der Himburgischen Buchhandlung in Berlin sind in Leipziger Jubilate-Messe 1778 nachstehende neue Verlagsbücher zu haben. Nata. Die mit einem * bezeichnete sind von der Michaelis-Messe 1777.

---

* Die Bezauberten, eine komische Oper, nach dem Französischen der Madame Favart, verfertigt und in Musik gesetzt von Johann André. 8. 4 gr.

Beytrag zum Marionetten-Theater. 8. 12 gr.

Bibliothek der Romane, erster Band, mit einem Frontispiz von Herrn J. W. Meil. 8. 18 gr.

Bode, Joh. Elert, Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels, vierte, wenig veränderte Auflage, gr. 8. 2 Rthl. 12 gr.

Desselben Erläuterung der Sternkunde und den dahin gehörigen Wissenschaften, mit Kupfertafeln, 8. 1 Rthl. 12 gr.

* Briefe von den Herren Gleim und Jacobi, 8. 20 gr.

Candide, ou l'Optimisme, par Mr. de Voltaire, 2 parties. Edition revue, corrigée & ornée de figures en tailles-douces, dessinées & gravées par Mr Dan. Chodowiecki. 8. 1 Rthl. 4 gr.

Dasselbe Buch, von neuen verdeutscht, mit fünf Kup-

Kupfern von Chodowiecki, nebst einer Vignette die das Portrait des Autors darstellt. 8. 1 thl. 4 gr.

Lina von Waller, ein Trauerspiel in drey Akten, von Schinck. 8. 6 gr.

der Mann von Gefühl. Nach der dritten Londner Ausgabe von neuen übersetzt, mit einem Frontispiz von Chodowiecki. 8. 14 gr.

* Selle, D. Christ. Gottl. Einleitung in das Studium der Natur und Arzneywissenschaft. 8. 8 gr.

Kupferstiche.

Zwölf Octavkupfer zu dem Leben und Meinungen des Tristram Shandy, nach den Zeichnungen Herrn Chodowiecki von Herrn Daniel Berger in Kupfer gestochen 2 Rthl. 16 gr.

Nachstehende Bücher sind unter der Presse, und erscheinen nächste Michaelis-Messe 1778.

Philosophische Gespräche. 8.

Hermes, Joh. Aug. Handbuch der Religion, gr. 8.
Nota. Hierauf wird bis Johannis 1 Rthl. Pränumeration in Conventionsmünze angenommen.

Göthe's, J. W. Schriften, 4 Bände, mit 12 neu verfertigten Kupfern von Chodowiecki. 8.

S.

Bibliothek

Reichard, Heinrich August Ottokar, 1751-1828

Bibliothek der Romane

Bd.: 1.

Riga 1778

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- S 179 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11277796-4
VD18 80005330-001